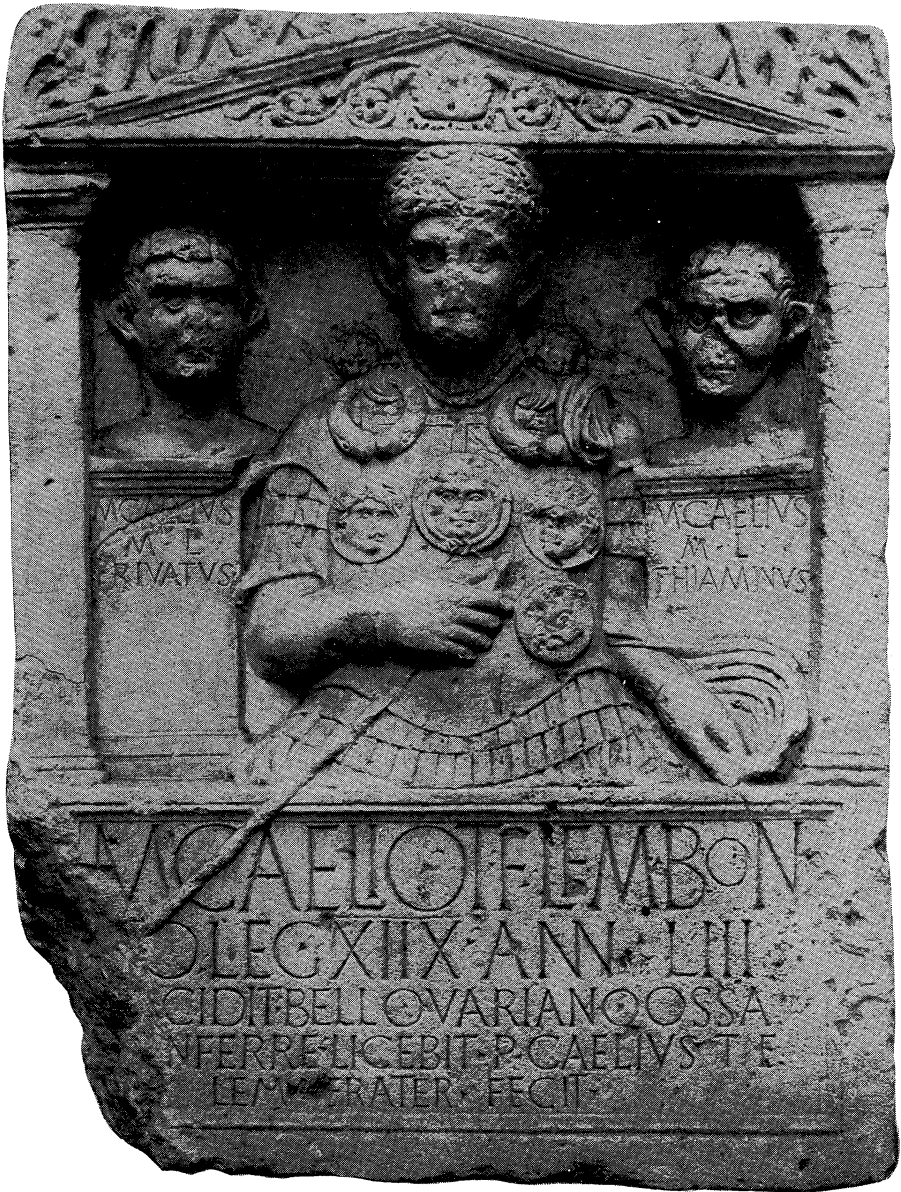


INHALT

Der Humanismus in unserer Zeit / <i>Professor Dr. Wilhelm Luther,</i> <i>Oberstudiendirektor des Gymnasium Philippinum in Marburg</i>	3
Pestalozzi und die Anfänge der Lehrerbildung in Mecklenburg-Strelitz / <i>Professor Dr. Friedrich Scheven</i>	17
Dörchläuchtings Komödienhaus / <i>P.</i>	34
Zwei Briefe von Thomas Mann an Dr. Friedrich Rosenthal	35
Alexander Pusckin: Aus Eugen Onegin	39
Thomas Becket und Heinrich II von England bei Anouilh und anderen / <i>Lisa Haenisch geb. Rieck</i>	40
Der Weg / <i>G. H.</i>	44
Von der deutschen Flagge / <i>Korvettenkapitän Hermann Brunswig</i>	45
Über die Gelehrtenschule in Neubrandenburg / <i>Irmgard Unger-Brückner</i>	48
Artusdichtung und modernes Deutsch	53
Morgen Mittag Abend / <i>Dr. Fritz Hagemann</i>	56
Der Dichter unserer Nationalhymne, August Heinrich von Fallersleben / <i>W. G.</i>	57
Kurze Biographie des Obersten Christian von Bonin, Chef des Meckl.-Strel. Bataillons im Rußlandfeldzug 1812	58
Das Brüder-Grimm-Jahr 1963 / <i>P.</i>	60
Bücher und Buchbesprechungen	61
Uns' plattdötsch Eck	69
Vermischte Beiträge	73
Zu unseren Texten und Bildern	78





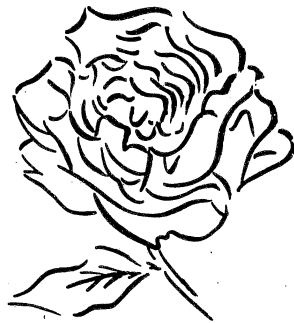
Grabmal des Marcus Caelius

aus: „Die Römer am Rhein“ von Dr. Peter La Baume

umseitig: Neumagen, Moselschiffer beim Weintransport

Das Carolinum

Blätter für Kultur und Heimat



29. Jg. - Nr. 37

Göttingen

Sonderheft 1963

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben

von

Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler
Göttingen, Guldenhagen 19

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten
Gebrüder Wurm KG., Göttingen

Der Humanismus in unserer Zeit

Ansprache am 3. Carolinertag in Marburg (29. 9. 62)

von Wilhelm Luther

Hochverehrte Festversammlung!

Der pädagogische Humanismus der Gegenwart steht vor der unumgänglichen Aufgabe, in einer gegenüber dem 19. Jahrhundert veränderten ökonomischen, sozialen und politischen Welt sein Erziehungs- und Bildungsziel neu zu durchdenken. Es gilt die Frage zu beantworten, weshalb wir heute noch etwa 20 % der deutschen Schuljugend die Aneignung der alten Sprachen und die Vertrautheit mit der griechisch-römischen Kultur abverlangen, eine Aufgabe, die etwa ein Drittel der zur Verfügung stehenden Wochenstunden in Anspruch nimmt. Was leistet diese Bildung für die Bewältigung unserer wesentlichen Gegenwartsanliegen?

Es gibt heute eine breite Front von Gegnern des Schulhumanismus, die vor allem aus den Lagern des Pragmatismus, Neopositivismus und dialektischen Materialismus kommen. Sie erklären den ältesten Typ des Gymnasiums angesichts des völligen Wandels, den die moderne Welt der Technik und Wirtschaft mit sich gebracht habe, für geschichtlich überholt und nicht mehr zeitgemäß. Dabei ergeben sich zunächst einmal Mißverständnisse, die auf Unkenntnis der heutigen Erziehungswirklichkeit am sogenannten altsprachlichen Gymnasium beruhen. Auf Unkenntnis deshalb, weil die meisten Kritiker auf einen Zustand zurückblicken, den sie ein oder zwei Generationen früher selbst erlebt haben. Sie vergessen dabei nur allzu leicht, daß die Lehrer, die damals unterrichtet haben, ihre wissenschaftliche Ausbildung und pädagogische Praxis noch früheren Zeiten und Generationen verdanken. Unter diesen Bedingungen kann die höhere Schule niemals auf dem Niveau der zeitgenössischen Wissenschaft und Pädagogik stehen, sondern muß zwangsläufig immer erheblich nachhinken. So erklärt sich auch die häufig zu machende Erfahrung, daß die am alten Gymnasium geübte Kritik anachronistisch und ungerechtfertigt ist.

Ein Kapitel für sich sind die pädagogischen und politischen Vorurteile, die gegen die humanistische Bildung bestehen. Die gängigen Argumente, die heute im Umlauf sind, stammen meist aus dem amerikanischen Pragmatismus Deweys oder aus der Kritik des totalitären Sozialismus. Eine wahre Fundgrube ist John Deweys Buch „Democracy and Education“ (1916), das heute auch in deutschen Übersetzungen vorliegt. Dewey spricht von der „engstirnigen Aufgeblasenheit“ einer gelehrten Klasse, welche die der Masse zugänglichen Bildungstoffe verachtet. Ähnlich äußert sich Theodor Litt in der Schrift „Das Bildungsideal der Klassik und die moderne Arbeitswelt“ (1959, 6. Aufl., 120) über eine „kleine Minderheit von Auserlesenen, die Weihehandlungen des Geistes zelebrieren“. Bei Dewey wird das Gleichheitsprinzip in dem Bemühen um „Demokratisierung der Bildung“ so stark überspitzt, daß er an die Möglichkeit einer Sozialisierung der Bildung glaubt. Da er aber die personale Bildungskultur des Humanismus für nicht sozialisierbar hält, wirft er den Humanisten Bildungshochmut vor. Dabei verkennt er, daß die Höchstformen der Bildung immer nur von einer Minderheit spezifisch

begabter Menschen erreicht werden können. Hier werden neben zweckgebundener auch zweckfreie Forschung verlangt, produktive geistige Kraft, Persönlichkeit, nicht selten Askese und Zurückgezogenheit von allen öffentlichen Dingen. Auch die Teamarbeit bedarf neben der funktionierenden Gruppe von qualifizierten Mitforschern der überragenden Forscherpersönlichkeit, die ihr Impulse gibt und Weisungen erteilt. Es gibt keine Massenbildung in diesem Sinne. Selbst in der Spezialausbildung müssen die verschiedenen Individualitäten mit ihrer verschiedenen Bildungsfähigkeit berücksichtigt werden. Da, wo man Bildung mit sozialen Vorrechten, Sozialchancen, Wohlstand und gehobener Stellung verwechselt, d. h., wo man Bildung und Nutzen gleichsetzt, müssen die alten Sprachen notwendig als ein Hindernis für den sozialen Aufstieg verstanden werden.¹⁾ Die Beschäftigung mit ihnen stellt nach Dewey nichts anderes dar als die Fortsetzung einer feudal gegliederten Gesellschaftsordnung, die, wie er meint, das Erkennen von der Erfahrung trennt und es dem reinen Geist zuschreibt. Eine solche Bildung begünstigt den Klassengeist und stehe der Verwirklichung der Demokratie entgegen. Ganz ähnlich wird in den Lehrplänen für Oberschulen in der SBZ und in der Sowjetpädagogik die antik-europäische Tradition als überholtes Erbe des bürgerlichen Klassenstaates abgelehnt.

Die Stellungnahme Deweys enthält, abgesehen von einem nicht zutreffenden pauschalen Urteil über den angeblichen Idealismus der griechischen Philosophie und Wissenschaft, die ja doch auch die Methoden der exakten empirischen Forschung für Europa erschlossen haben, den Versuch einer politischen Diffamierung des Humanismus. Da noch heute viele Antihumanisten daran festhalten, bedarf er einer wissenschaftlichen Widerlegung. Franz Schnabel hat in seiner Festrede „Das humanistische Bildungsideal im Wandel von Staat und Gesellschaft“ (1956, 20) nachgewiesen, daß der Humanismus zu allen Zeiten „Träger eines vorwärtstreibenden Prinzips“ gewesen ist, demgemäß die gesellschaftliche Auslese nicht nach Stand und Geburt, sondern nach Verdienst und Tüchtigkeit vorgenommen wurde. Das Examen als demokratische Form der Auslese verdrängte die ererbten Privilegien des Adels. Die humanistische Bildung ermöglichte ein Hinaustreten aus den Schranken der Geburt, Sippe, Zunft und Rasse, wie der Schuhmacher Hans Sachs und der Schuhmachersohn Johann Joachim Winckelmann beweisen. Das aufstrebende Bürgertum des 19. Jahrhunderts versuchte auf diesem Weg, an der Führung des Staates teilzunehmen. Der von ihm angestrebte ständische Ausgleich scheiterte indessen an der restaurativen Politik der Könige und Fürsten zugunsten der Privilegien des Adels. Daß die humanistischen Gymnasien mit ihrem Versuch einer demokratischen Auslese und eines freien Wettbewerbes aller Stände nicht zum Zuge gekommen sind, liegt nicht in ihrer Bildungskonzeption und Erziehungsarbeit, sondern in den besonderen ökonomischen und politischen Verhältnissen der damaligen Zeit begründet. Der Hinweis auf das Scheitern der Revolution von 1848 und auf die Metternichsche Reaktion möge für die Aufzeigung der entscheidenden geschichtlichen Faktoren genügen.

In unserer demokratischen Gegenwart kann das altsprachliche Gymnasium im Ernst nicht mehr als Standesschule bezeichnet werden; denn bei der in vielen

¹⁾ Ähnlich argumentiert Will Richter in „Die alten Sprachen in der neuen Welt“, 1957, 12 ff.

westdeutschen Ländern eingeführten Schulgeld- und Lernmittelfreiheit sind zumindest in finanzieller Hinsicht gleicher Start und gleiche Chancen gegeben. Der Milieuvorsprung der Kinder aus gebildeten Familien kann bei der sozialen Einstellung der heutigen Lehrerschaft von begabten Schülern aus den sozial schwächeren Volksschichten in jedem Falle aufgeholt werden. Demokratische Gleichheit bedeutet schwerlich, daß alle Schüler ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Anlagen und Interessen der gleichen Ausbildung in einer Einheitsschule, bzw. in einer pragmatistischen oder polytechnischen Ausbildungsschule, ausgesetzt werden. Eine solche übersteigerte Gleichmacherei schlägt in Unfreiheit und Ungerechtigkeit um. Man kann auch nicht die bewährten humanistischen Bildungsstoffe nur deshalb reduzieren oder gar ausschalten wollen, damit die Sozialchancen allgemein verbessert werden und damit größere Massen die weiterführenden Schulen erfolgreich durchlaufen können; denn unsere heutige Jugend muß den gestiegenen Ansprüchen der Industrie, Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst usw. gewachsen sein. Nur eine breite Grundlagenbildung, die zugleich personale und Charakter-Bildung einschließt, hilft der Jugend, den vielfältigen Ansprüchen der hochindustrialisierten Arbeitswelt zu genügen und in den starken Gefährdungen die Integrität der personalen Existenz sicherzustellen. Indem das humanistische Gymnasium den konformistischen Tendenzen unseres Massenzeitalters bewußt entgegenwirkt, vermag es Personen zu erziehen und zu bilden, die später im Beruf als ausgereifte Persönlichkeiten die Aufgabe der Massenführung und -erziehung im humanistisch-personalen Sinne übernehmen und die der technisch-wirtschaftlichen Apparatur eingegliederten Menschen vor Nivellierung und Funktionalisierung bewahren können.

Auf Dewey geht auch der moderne Humanismusbegriff zurück, in dem der vorher unbestrittene Bezug zur griechisch-römischen und christlichen Überlieferung bewußt aufgegeben worden ist. „Eine Erkenntnis ist nicht deswegen von Wert für die Menschenbildung, weil sie sich auf Erzeugnisse der Menschheit vergangener Zeiten erstreckt, sondern weil sie menschliche Intelligenz und menschliches Mitgefühl frei macht und auslöst. Jeder Bildungsstoff, der dies zuwege bringt, ist „humanistisch“, und jeder Bildungsstoff, der das nicht tut, ist überhaupt kein Bildungsstoff“ (D. u. E., übersetzt von E. Hylla 1949,² 304). Schon vor Dewey hatte Karl Marx den Humanitätsbegriff aus seiner ursprünglichen Verklammerung mit dem europäischen Ursprung gelöst. In seiner Schrift „Nationalökonomie und Philosophie“ (1844) bezeichnet er den Zustand der klassenlosen Gesellschaft, in dem der Mensch seiner wahren Bestimmung gemäß leben und sich seinen Mitmenschen gegenüber wahrhaft menschlich verhalten könne, als Kommunismus oder Humanismus. Dem amerikanischen Pragmatismus folgend, hat dann die deutsche Pädagogik nach dem zweiten Weltkrieg dem humanistischen Gymnasium sein Attribut „humanistisch“ entzogen. Seitdem gelten alle Schultypen von der Volksschule aufwärts als humanistisch, und alle höheren Schulen nennen sich „Gymnasium“. Nachdem die Altphilologie als positivistische, historische Wissenschaft den neuhumanistischen Glauben an die ideale Menschlichkeit der Griechen zerstört hat, ohne eine neue Bildungskonzeption zu entwickeln, gehören die Begriffe „humanistische Bildung“ und „Humanität“ nicht mehr so selbstverständlich zusammen wie noch zu Humboldts Zeiten. Der Behauptung

Deweys, das Humanum sei nicht an die klassische Überlieferung der Vergangenheit gebunden, kann man entgegenhalten, daß die Humanität eine praktische und eine theoretische Seite hat. Sie ist nicht nur eine Tugend der Praxis, die sich im Beruf und Lebenskampf verwirklicht und bewährt, sondern ihr Inhalt kann nur durch Rückgriff auf diejenige Kulturtradition bestimmt und für die Gegenwart praktikabel gemacht werden, die das Humane entdeckt und geschichtlich vorgelebt hat. Durch diese Rückbesinnung, die zur theoretischen Einsicht in das Wesen der *humanitas* führen soll und führen kann, kommt aber die antik-christliche Bildungstradition mit ihren freiheitlichen, personalen, humanen Lebensordnungen und Lebensformen in den Blick. Auf sie müssen wir auch in der Gymnasialbildung zurückgreifen, denn ohne vernünftige Einsicht ist kein entsprechendes Tun zu erwarten. Der pädagogische Humanismus der Gegenwart denkt dabei aber nicht an eine Wiederherstellung des antiken Humanitätsideals, sondern bedient sich desselben lediglich als eines Ausgangsmodells, um unter seiner Anleitung das *humanum* gemäß den Erfordernissen unserer modernen Welt neu zu bestimmen.

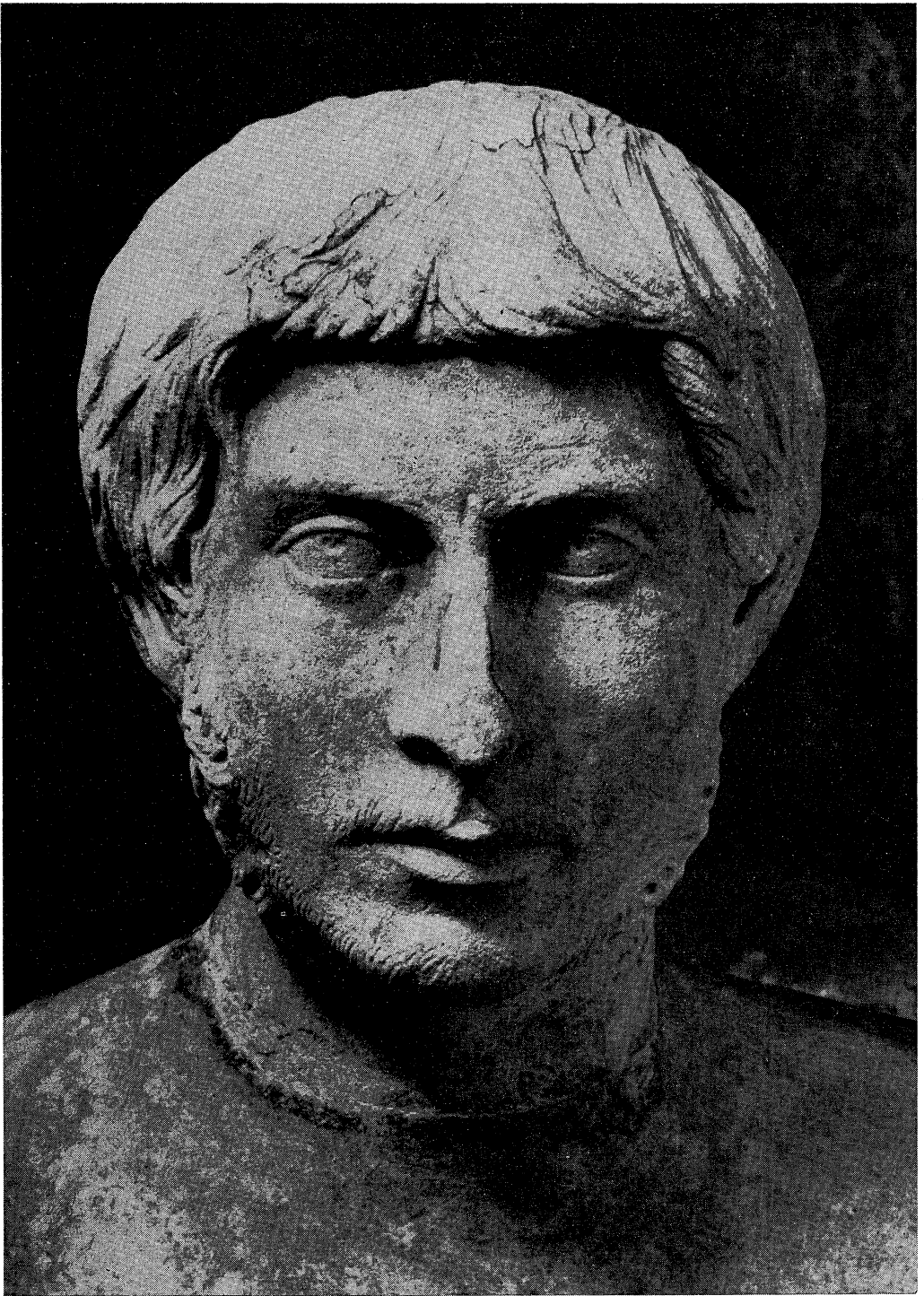
Noch immer gilt die griechische Entdeckung des Menschen als eines *logos*-begabten Wesens, das zugleich ein *ζωον πολιτικον*, d. h., ein auf Staat und Gesellschaft angelegtes Lebewesen, ist. Nach Isokrates besteht der Kern der *Paideia* darin, daß der *Logos* in sinnvoller, formschöner Rede Gestalt gewinnt. Persönlichkeitsformung durch vollendetes Reden- und Schreibenkönnen ist eine der griechischen Wurzeln des Humanismus, die über Cicero, Petrarca, Erasmus v. Rotterdam u. a. bis in die Gegenwart reicht. Vor allem bei Cicero kommen weitere Züge hinzu, die z. T. ebenfalls den Griechen entlehnt sind: die *urbanitas* als höfliche, geistreiche Art des Stadtrömers vergleichbar der *αστειοτης* des athenischen Bürgertums, der heitere, gesellige Verkehr mit Freunden, die Pflege des gebildeten Gesprächs und Briefwechsels, die Ehrfurcht vor den leiblichen und geistigen Ahnen, die Formung der Person durch die *studia humaniora* (griechische Literatur, Philosophie, Wissenschaft und Kunst), die bewußte Hinwendung zur *res publica*, die Auseinandersetzung mit den politischen und geistigen Strömungen der Zeit, schließlich die *humanitas* im Sinne der griechischen *φιλανθρωωια*, jene soziale Komponente des Humanitätsbegriffes, die sich in der Forderung der Menschenfreundlichkeit, verstehenden Milde und mitfühlenden Hilfsbereitschaft vor allem den sozial Tiefstehenden und Hilfsbedürftigen gegenüber bekundet. Die meisten dieser Züge können heute ohne Schwierigkeiten aktualisiert werden, ohne daß dazu die früheren Voraussetzungen wie Feudalismus und Landbesitz auf der einen Seite und Sklaverei auf der anderen, eine hierarchisch gegliederte Klassengesellschaft uam. wiederhergestellt zu werden brauchen. Der große wirtschaftliche Aufschwung nach dem zweiten Weltkrieg hat die materiellen und sozialen Verhältnisse auch der Arbeiter, Angestellten und Bauern beachtlich verbessert. Aktualisierbar ist auch die zur *humanitas* gehörende Ablehnung des Ungehobelten, Harten, Grausamen, Barbarischen, des Starren und Steifen, denn all dies sind Erscheinungen menschlicher Unfreiheit, zugunsten von Milde, Feinheit, Anmut, Beschwingtheit, Witz, Geist uam.

Besonders wichtig ist die Erkenntnis der Griechen, daß der Mensch als denkendes Wesen zugleich auf Staat und Gesellschaft angelegt ist. Er ist sowohl zum Personsein im Sinne freier, individueller Selbstgestaltung berufen als auch zur

Einfügung in die Verantwortung für die Gemeinschaft (πολις). Es ist das große Verdienst der Römer, daß sie die Personhaftigkeit des Menschen noch stärker betont haben als die Hellenen, deren Interesse mehr den allgemeinen Wesensgesetzen des Menschen gegolten hat. Während die griechische Kunst trotz fortschreitender Erschließung individueller Züge im Zeitalter des Hellenismus doch immer noch das Allgemeine und Typische stärker betont hat, sind die Römer durch die Masken und Portrait-Büsten des Ahnenkultes von vornherein auf die veristische Gestaltung des Individuellen hingewiesen worden. Ungeachtet der sehr engen Bindung an die res publica ist die römische Kultur personale Kultur. „Die große Leistung der Römer ist die Begründung eines rationalen Rechtes, welches die einzelne verantwortliche Person mit einer Sphäre des Rechtsschutzes und der Rechtssicherheit umgibt.“²⁾ Nach Flitner wird die europäische Gesittungsgeschichte von zwei Hauptthemen beherrscht, die beide zusammengehören: von der Frage der personalistisch verstandenen Menschlichkeit und der persönlichen Freiheit. Er sieht die Ursprünge des Personalen in der jüdischen Prophetie des 8. – 6. Jahrhunderts, in der griechischen Dichtung und Philosophie derselben Zeit bis hinab ins 4. Jahrhundert und im Rechtssystem bzw. Staatsaufbau Roms, wo dieses Prinzip am weitesten entwickelt worden sei. Richtig ist auch sein Hinweis auf den römischen Ursprung und die römische Vermittlung des abendländischen Personbegriffs. Durch die Verbindung der antiken Kultur mit der christlichen Religion sei dann der Gedanke der personalen Seinsweise weiter vertieft worden (49). Unsere moderne Lebensform ruhe noch heute, soweit sie sich in der freien westlichen Welt entfalte, auf diesen antik-christlichen Fundamenten. Zur Grundlegung der personalen Existenz gehört nach Flitner auch die Entdeckung des Gewissens, die er allerdings nicht ganz zutreffend bei Sokrates und Platon ansetzt, während er Euripides und Demokrit hätte nennen müssen, wobei außerdem anzumerken war, daß es sich hier zunächst nur um das schlechte Gewissen nach begangenen Untaten und sittlichen Verstößen handelt. Die hellenistische Populärphilosophie hat dann noch das gute Gewissen als notwendige Voraussetzung der Glückseligkeit dazuentdeckt. Aber wiederum bedurfte es der Vollendung durch das Christentum. Erst der Apostel Paulus, der offenbar an Hellenistisches anknüpfte, hat das Gewissen in seinem vollen Umfang als conscientia postcedens et antecedens, als zurückschauendes und vorausschauendes, erschlossen. Auf ihn geht auch die metaphysische bzw. religiöse Verankerung zurück, die dem heutigen Christen noch bewußt ist. Diese innerlich zusammengehörigen Entdeckungen des Personalen, der Verantwortung des Einzelnen, des persönlichen Gewissens, der Unterscheidung von Ich und Welt, Ich und Du, Ich und Gott vergleicht Flitner in ihrer Auswirkung mit einer „seelischen Mutation des Menschen“, welche sowohl die literarisch-wissenschaftliche Bildung des späteren Altertums als auch den Rechts-, Ordnungs- und Friedensgedanken des Imperium Romanum ermöglicht habe. Auch „die kultische Verehrung der Gottheit in einer magiefreien, auf das personale Du bezogenen, evangelischen Form“ führt er darauf zurück (48 f.).

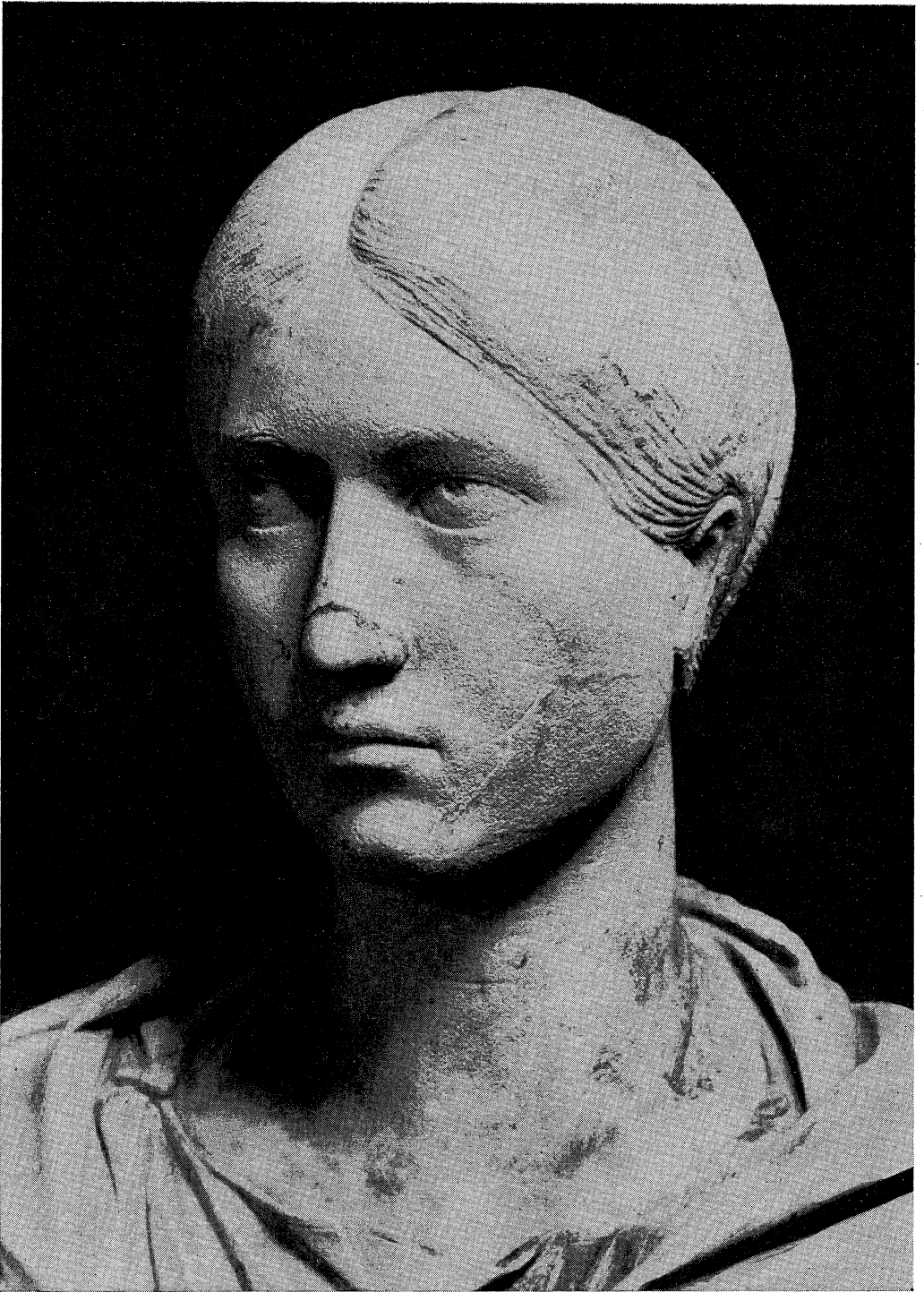
Das rechtsstaatliche Prinzip, das den personalen Schutz jedes Bürgers dem Staate zur Pflicht macht und die im römischen Bürgerrecht einbegriffene persön-

²⁾ Aus Wilhelm Flitners „Europäische Gesittung“, 1961, 59.



Weiden, Büste des Mannes

aus: „Die Römer am Rhein“ von Dr. Peter La Baume



Weiden, Büste der Frau

aus: „Die Römer am Rhein“ von Dr. Peter La Baume

liche Freiheit mußten in der Neuzeit gegen den Absolutismus und mitunter auch gegen die Orthodoxie neu erkämpft werden. Die Freiheit der Person gegenüber dem Zugriff des Staates wird in den sogenannten Menschenrechten sichergestellt. Erst nach der Reformation Luthers waren die Voraussetzungen gegeben, daß Glaubensfreiheit und religiöse Toleranz gewährt werden konnten. Die Toleranz in Glaubensdingen, um die im 17. Jahrhundert noch gekämpft wurde, setzte sich erst im 19. Jahrhundert allgemein durch. Heute ist sie da bedroht, wo der politische Katholizismus die absolute Macht hat, und völlig aufgehoben im Totalitarismus. Mit der Glaubensfreiheit wurde auch die Freiheit von Forschung und Lehre im 17. und 18. Jahrhundert an einzelnen Universitäten verwirklicht. Während Fichte noch die Freiheit des Forschens von den Fürsten Europas forderte, wird sie in der Humboldtschen Universitätsreform bei der Gründung der Universität Berlin (1810) vom Staat nicht nur garantiert, sondern geradezu als notwendig erachtet (103). Seitdem ist sie ein Grundprinzip der Universitäten der freien Welt.

Aber auch die Menschenrechte, die heute in die Verfassungen vieler modernen Staaten aufgenommen worden sind, mußten in jahrhundertelangen Auseinandersetzungen der abendländischen Welt errungen werden. Ihre Vorkämpfer haben sich dabei, wie Flitner nachweist, auf die ursprünglichen Antriebe der Gesittung Europas berufen: auf

- 1) den antiken Rechts- und Friedensstaat des Imperium Romanum,
- 2) auf das Naturrecht als Menschenrecht, das mit uns geboren ist, und
- 3) auf die christliche Lehre vom Brudertum aller Menschen.

Nur auf der Grundlage der antik-christlichen personalen Kultur konnten diese Menschenrechte und Freiheiten in den europäischen Staaten und in der neuen Welt durchgesetzt werden. Da, wo Dogmatismus, politische Unfreiheit im Denken und Glauben anzutreffen sind, hat man die Grundprinzipien der europäischen Gesittung preisgegeben.

Die personale abendländische Kultur gibt auch die Denkmittel an die Hand, um die heute besonders schwierige Problematik der Verhältnisse zwischen Individuum und Staat, Einzelnem und Gesellschaft, privatem und öffentlichem Leben usw. neu zu durchdenken und für die Gegenwart zu lösen. Der Humanismus hat, solange er seinen Grundlagen treu geblieben ist, vor der Verabsolutierung des Individuellen wie des Politischen und Sozialen gewarnt. Freiheit im humanistischen Sinne ist nur dann gewährleistet, wenn eine polare Spannung und gegenseitige Ergänzung zwischen unverkürzter Individualität und politischer Gemeinschaft besteht.³⁾ Das Menschsein des Einzelnen darf sich nicht in der sozialen oder politischen Funktion erschöpfen, sondern er muß bei aller Verpflichtung gegenüber Staat und Gesellschaft sein Dasein im individuellen und personalen Sinne gestalten können. Die Vernunftbegabung des Menschengeschlechts verpflichtet ihn, die Menschenwürde seiner Mitmenschen anzuerkennen und sie vor Mißbrauch als Mittel zum Zweck zu bewahren. Sie hält ihn an zum vernünftigen Gespräch, zu Kompromißbereitschaft und Toleranz, solange der Partner bereit ist, an der gemeinsamen Verwirklichung von Wahrheit, Recht, Freiheit und Kultur

³⁾ Näheres: in W. Luther „Vom Wesen menschlicher Freiheit“, 1959², 68 f.

mitzuwirken. Personale Existenz im humanistischen Verstande ist im allgemeinen metaphysisch bzw. religiös verankert; sonst läuft der Mensch Gefahr, die ihm gesetzten Grenzen zu überschreiten und der Hybris zu verfallen. Zum Humanum gehören auch feste sittliche Normen und Maßstäbe. Die individuelle Natur kann durch Erziehung und Bildung vervollkommenet und gesteigert werden. Eine Hauptaufgabe der heutigen humanistischen Erziehung besteht darin, die heranwachsende Jugend personal zu bilden und gegen die entpersönlichenden Wirkungen der technischen und wirtschaftlichen Apparatur nach Möglichkeit immun zu machen. Nur ein vielseitig gebildeter Mensch mit festem personalem Kern ist imstande, die dauernde Selbstentfremdung im modernen Berufsleben abzuwehren und seine Persönlichkeit vor Funktionalisierung, Nivellierung und Kollektivierung zu bewahren.

Der heutige Schulhumanismus bemüht sich um einen Ausgleich zwischen der idealistischen Pädagogik und dem pädagogischen Pragmatismus bzw. Positivismus. Er versucht auch die Gefahren einer antisozialen und apolitischen Einstellung zu vermeiden. In den Bahnen der alten φιλανθρωπια und der christlichen Nächstenliebe ist er den sozialen Nöten der Gegenwart offen zugewandt. Während das Bündnis zwischen Humanismus und philosophischem Idealismus im 19. Jahrhundert zu gewissen Verstiegenheiten und Einseitigkeiten geführt hatte, geht es heute um eine bewußte Verständigung mit dem politischen und kulturellen Wollen des freiheitlichen Sozialismus. Beide müssen trotz vieler Mißverständnisse in der Vergangenheit heute miteinander ins Gespräch zu kommen versuchen, um gemeinsam die Gefahr abzuwenden, daß Europa in Kollektivismus und Barbarei versinkt.

Das Erziehungs- und Bildungsideal des pädagogischen Humanismus widerspricht keineswegs den Prinzipien des freiheitlichen Sozialismus, der nach Adolf Grimme⁴⁾ der heranwachsenden Jugend dazu verhelfen will, „daß jeder Einzelmensch ganz das werden kann und wird, was er sein kann“. Auf dem kulturpolitischen Kongreß der SPD in Wiesbaden im Oktober 1960 hat sich Dr. Arndt für eine Erziehung zum freien gewissensgebundenen Menschen eingesetzt, der politisch für die Freiheit wirkt und Widerstand leistet gegen alles, „was uns zu außen-gesteuerten, machbaren Menschenstummeln zu manipulieren wünscht“ (so wörtlich einem Bericht der FAZ Ende Oktober 1960 entnommen!). Carlo Schmid, der schon in seiner wertvollen Broschüre „Das humanistische Bildungsideal“ (1956) mit starker innerer Anteilnahme für das altsprachliche Gymnasium eingetreten war, hat wiederholt Bildung statt bloßer Ausbildung gefordert. Gegenüber der heute vorherrschenden Tendenz der theoretischen Pädagogik, Menschenbilder und Bildungsentwürfe als unrealistisch abzulehnen, hält er große utopische Entwürfe großer Geister für notwendig; denn gerade durch sie sei der Mensch, wie die Geschichte zeige, in der Kulturentwicklung weitergekommen. Schmid bekennt sich als Sozialist offen zum humanistischen Bildungsideal des sittlich und geistig hochstehenden Menschen, dessen persönliche Anlagen, vielseitig entfaltet, sich vor allem in politischer Aktivität, sozialer Mitverantwortung, Hilfsbereitschaft und Toleranz äußern. Die

⁴⁾ Vgl. Vom Sinn der Erziehung heute, Sammlung I, 1945/46, 77.

Humanisierung der das Personale bedrohenden modernen Technik und Wirtschaft wäre also eine gemeinsame Aufgabe von Humanismus und Sozialismus. Beide Bewegungen streben nach wissenschaftlicher Wahrheit, nach Verwirklichung von Vernunft, Freiheit, Gerechtigkeit, Toleranz, sozialer Verantwortung, nach Beseitigung aller Verhältnisse, die zur Selbstentfremdung des Menschen führen.

Trotz der weitgehenden Übereinstimmung in gewissen Grundeinstellungen bestehen aber noch Vorurteile und Mißverständnisse. Von einer humanistisch orientierten Spitzengruppe abgesehen, begegnen viele Sozialisten im freien Westen den altsprachlichen Gymnasien mit Mißtrauen oder gar Ablehnung. Die meisten von ihnen stehen auf dem Boden des antihumanistischen Pragmatismus und Positivismus. Orthodoxe Marxisten verschanzen sich hinter dem mit dem Kommunismus gemeinsamen Schlagwort vom Bildungsprivileg der herrschenden Klasse und ihrem reaktionären Versuch, die unteren sozialen Schichten durch zu schwere und ausgefallene Sprachen am Aufstieg zu hindern. Sehr zu denken gibt die katastrophale Zurückdrängung der alten Sprachen in der radikal pragmatistischen schwedischen Einheitsschule, wo sie nur noch in der Oberstufe fakultativ gelehrt werden können. Bei einer solchen Beschränkung ist kein humanistischer Bildungs- und Erziehungserfolg mehr möglich. Aber schließlich ist dieser auf Vorurteilen beruhende Antihumanismus nicht nur eine Erscheinungsform im freiheitlichen Sozialismus; seine Anhängerschaft findet sich in allen Parteien, ja sogar in theologischen Kreisen.

Warum sollte auch der freiheitliche Sozialismus den Kindern der Arbeiter, Angestellten und Bauern den Zugang zu dem vollendet gestalteten Geistesgut eines Sokrates, Platon und Aristoteles, eines Herodot, Thucydides, Lucrez, Sallust, Cicero und Tacitus sperren wollen? Die Denkschrift der Berliner Humboldt-Universität aus dem Jahre 1946 suchte vergeblich der SED klarzumachen, die Erlernung der alten Sprachen sei für das Studium vieler Wissenschaften (Theologie, Philosophie, alle Sparten der Philologie, Jurisprudenz, Medizin, Archäologie, Orientalistik usw.) „ein unmittelbar praktisches Erfordernis“.⁵⁾ Lateinisch und Griechisch seien geradezu „die Muttersprache der Wissenschaft“; denn aus ihnen stamme weitgehend die Terminologie der einzelnen wissenschaftlichen Fächer. Die beiden alten Sprachen bilden nach der Meinung der Humboldt-Universität zugleich „die beste Grundlage für das Erlernen der modernen Fremdsprachen“. Die Griechen haben die Grundformen wissenschaftlichen Denkens sowie einprägsame Modelle theoretisch-rationaler Weltdeutung und empirischer Welterfahrung geschaffen. Jede Wissenschaft, die bewußt und sicher fortschreiten will, müsse sich immer wieder auf die antiken Ursprünge besinnen können. Noch wichtiger seien die griechische Entdeckung der Idee des Menschen, der Menschheit und Menschlichkeit, die Schöpfung und Begründung des Menschenbildes der freien, selbstverantwortlichen demokratischen Person und die Bestimmung des Menschen als eines vernünftigen, gemeinschaftsgebundenen Wesens. Die Römer hätten dann als die ersten Humanisten die griechische Menschlichkeit „zur innerlich beseelten Humanitas“ vertieft und vollendet. Weil sie die spekulative griechische Kulturidee vom

⁵⁾ Abgedruckt in der Zeitschrift „Universitas“, 1946, 620 f.

Himmel auf die Erde herabgeholt haben, verdanken wir ihnen die „praktisch wirksame Form einer weltweiten Zivilisation“ (621) sowie bleibende Grundbegriffe im Bereich der res publica: die Grundformen des Rechts, der Gesellschaft, Ordnung, Organisation, Wirtschaft usw., die noch heute das Fundament unserer demokratischen Lebensform bilden.

Diese Berliner Denkschrift, ein letzter Versuch, den Schulhumanismus in der SBZ zu retten, argumentiert in der ihr aufgezwungenen Situation stark pragmatistisch. Aber hinter diesem Gutachten steht die unerschütterliche Überzeugung von der fundamentalen Bedeutung der antik-europäischen Tradition für die Gegenwart. Der totalitäre Sozialismus des Ostens konnte diesem Appell kein Verständnis entgegenbringen. Hier gilt der Mensch als Kollektivum, und sein Sinn erschöpft sich in dieser kollektiven Existenz. Seine Freiheit besteht darin, daß er den in der Ideologie des historischen Materialismus festgelegten Gesellschaftsablauf als naturnotwendig innerlich bejaht und die Interessen der Gesellschaft als seine eigenen zu begreifen lernt. Der freiheitliche Sozialismus dagegen hält die gesellschaftliche Daseinsweise zwar für entscheidend wichtig, aber er gestattet und wünscht zugleich, daß der Einzelne sich in der arbeitsteiligen Welt auch personal entfaltet und individuell vervollkommenet. Voraussetzung allerdings sind gewissenhafte Berufserfüllung, Solidarität mit den Arbeitsgefährten, Hilfsbereitschaft und andere soziale Tugenden. Abgelehnt werden selbstgewählte Isolierung und unsozialer Egoismus. Zur personalen Existenz des Arbeiters gehören die Fähigkeit zu geistigem Überblick und geistiger Durchdringung der Arbeit, das Vermögen zu sachlichen und sittlichen Entscheidungen, auch individuelle Geistigkeit und Teilnahme am kulturellen Leben, soweit jeder dazu imstande ist.

Obwohl die Amerikaner, durch schlimme Erfahrungen mit Deweys pädagogischem Pragmatismus gewitzigt, begonnen haben, sich von seiner radikal anti-humanistischen Form abzuwenden, wird in Westeuropa der Schulhumanismus noch immer eingeschränkt und zurückgedrängt. Eine der Hauptursachen ist auch die heute übliche Überspitzung des soziologischen Denkens, das in der Extremform des Soziologismus seine Kompetenzen und Grenzen überschreitet. Dieser Soziologismus verabsolutiert die Gegenwart und schaltet in seinem Wissenschaftsaspekt alles Historisch-Genetische und Ideengeschichtliche weitgehend aus. Nach der Katastrophe zweier Weltkriege lag es nahe, die bisherige Geschichte und Tradition sehr kritisch zu betrachten. Die Neigung unseres Volkes, von einem Extrem ins andere zu fallen, führte zu einem bedenklichen Schwinden des historischen Bewußtseins. Weite Kreise der geistig führenden Schicht glaubten, auf die Erfahrungen der Vergangenheit und Tradition verzichten zu können, zumal sie doch offenbar im historischen Geschehen versagt hatten. Sie lehrten deshalb in Übereinstimmung mit dem amerikanischen Pragmatismus, die moderne Welt sei gegenüber den früheren geschichtlichen Epochen so von Grund auf gewandelt, daß sie nur aus sich selbst heraus verstanden und aufgebaut werden könne. Wir müßten deshalb auch die heutige Erziehungsarbeit ganz auf die Lebensformen und Forderungen der Gegenwart abstellen. Diese These trifft aber den Schulhumanismus im Kern, zumal sein Bildungs- und Erziehungsweg gerade über Geschichte und Tradition führt.

Der Pragmatismus meint, wir können Sinn und Maßstab unserer Existenz nur der Erfahrung entnehmen, und er verbietet, solche Erfahrungen außerhalb der Gegenwart zu suchen. Das ist aber in Wirklichkeit eine Fehlform des historischen Bewußtseins. Sie verkennt den geschichtlichen Charakter des Menschen, den schon Hegel erkannt⁶⁾ und nach ihm Wilhelm Dilthey ursprünglicher, tiefer und frei von systematischer Verengung gedacht hat. Der Mensch ist als geschichtliches Wesen dem Wandel der Geschichte unterworfen. In jeder Epoche kehrt das Vergangene in verwandelter Form wieder. Die Vergangenheit wirkt in der Gegenwart und Zukunft als bestimmendes Erbe weiter. Im Wandel des geschichtlichen Lebensstromes gibt es auch ein Kontinuität stiftendes Element, das wir Tradition zu nennen pflegen. Wenn auch der Lauf der Geschichte seit der Französischen Revolution in zunehmendem Maße den Charakter ständiger Veränderung angenommen hat und die europäische Tradition mit ihren ererbten religiösen, moralischen, sozialen und politischen Ordnungen fortschreitend aufzulösen scheint, so ist doch nicht zu übersehen, daß eine gewisse Konstanz und Kontinuität in allem Wandel gewährleistet bleibt. Das trifft zu, obwohl auch dieser Traditionskern als geschichtliche Wesenheit einer bestimmten Veränderung unterworfen ist, sofern er an die Erfordernisse der jeweiligen Gegenwart angepaßt wird. Starrer Traditionalismus, der alte Ordnungen unkritisch wiederherstellen will, hemmt gesunde neue Entwicklungsmöglichkeiten. Er stößt auf Widerstand und führt letzten Endes zum Bruch mit der Tradition, da sie als tot erscheint und der Gegenwartsgeneration keine Lebenshilfen mehr zu geben vermag. Lebendige Tradition hemmt und fördert zugleich. Sie unterliegt stets der kritischen Auswahl und modifizierenden Auslegung durch die gegenwärtig lebende Generation. Selbst traditionsfeindliche politische Strömungen oder geistige Bewegungen setzen sich mit ihr auseinander, lehnen sie in manchem ab, knüpfen an andere Bestandteile an, in denen sie sich bestätigt sehen, oder interpretieren sie in ihrem Sinne um. Ohne Tradition gäbe es keine Geschichte und umgekehrt keine Tradition ohne Geschichte, weil sie erst durch die Geschichte hervorgebracht wird. Die Tradition ihrerseits verbürgt die Einheit und Kontinuität der Geschichte.⁷⁾ Der Mensch wird als geschichtliches Wesen auch durch die Geschichte und kulturelle Tradition seines Volkes bestimmt, in die er durch seine Geburt eingegliedert worden ist. Seine Entscheidungen fallen nicht im leeren Raum, sondern werden durch die überlieferten Ordnungen und Werte der europäischen Tradition in Gang gebracht und maßgeblich beeinflußt. An ihnen kann er sich in gebundener Freiheit orientieren und entsprechend den gegebenen geschichtlichen und in seiner Person angelegten Möglichkeiten zum verantwortungsbewußten Selbstsein erheben. Die humanistische und christliche Tradition Europas bietet uns Europäern Modelle des Welt- und Lebensverständnisses in Gestalt historisch gelebten Lebens an und ermutigt uns zur Entscheidung in der Richtung solcher erfolgreich erprobten Leitmodelle. Trotzdem sind wir der Verantwortung für die Gegenwart und für unsere eigene Person nicht enthoben, da ja die Tradition auch Beispiele falschen

⁶⁾ Vgl. Pädagogischer Humanismus heute, Gymnasium 67, 1960, 337 ff.

⁷⁾ Ausführlicher und mit Literaturangaben demnächst im Studium Generale 1963 unter dem Titel „Gedanken über Wesen und Kern der Hochschulreife“.

Denkens und Handelns überliefert, kurz das menschliche Leben in seiner unheimlichen Ambivalenz spiegelt. Kritische Auswahl und produktive Weiterbildung entsprechend den Verhältnissen und Nöten der Gegenwart sind geboten, zumal die europäische Tradition nicht einmal eine Einheit bildet. Neben der christlichen Religion leben weiter die Grundformen des römischen Rechts- und Ordnungsstaates, die literarisch-philosophische Bildung des heidnischen Griechen- und Römertums, die germanische Welt, das moderne mathematisch-naturwissenschaftliche Denken, das Ideengut des angelsächsischen Pragmatismus, des freiheitlichen Sozialismus, des totalitären Kommunismus uam. Unser Verhältnis zur Tradition muß deshalb stets ein kritisch-prüfendes sein. Die Tradition kann uns nicht Entscheidungen vorwegnehmen oder ein bestimmtes Existenzverständnis vergangener Zeiten aufnötigen. Andererseits können wir auch nicht auf die Leitmodelle der Tradition verzichten. Keine moderne Wissenschaft ist in der Lage, ohne Rückgriff auf die eigene Problemgeschichte ein neues Problem voraussetzungslos zu stellen, geschweige zu lösen. Insofern gewinnt auch die Welt der Antike mit



Neumagen, Schulszene

aus: „Die Römer am Rhein“ von Dr. Peter La Baume

ihren zahlreichen Modellen geistiger und praktischer Welterfahrung bzw. Lebensbewältigung geradezu wegweisende Bedeutung, zumal hier auf allen Gebieten der Philosophie und Wissenschaft die Ursprünge liegen. Die Hellenen haben die prinzipielle Fragestellung und das theoretische Denken in Prinzipien erschlossen. Die Berührung mit dieser Geisteswelt ist das einfachste, vernünftigste und am ehesten Erfolg versprechende Verfahren, in die wissenschaftliche Fragestellung auch im empirisch-naturwissenschaftlichen Bereich einzuführen. Die Aufgabe des Schulhumanismus besteht also in erster Linie darin, die Errungenschaften der antik-christlichen Tradition Europas für die Gegenwartsaufgaben fruchtbar zu machen. Er muß sich sowohl an unserer modernen Arbeitswelt wie auch an den Ursprüngen der europäischen Kultur orientieren. Die Pflege der Tradition hat vor allem in kritischer Auswahl und lebendiger Weiterentwicklung zu bestehen.

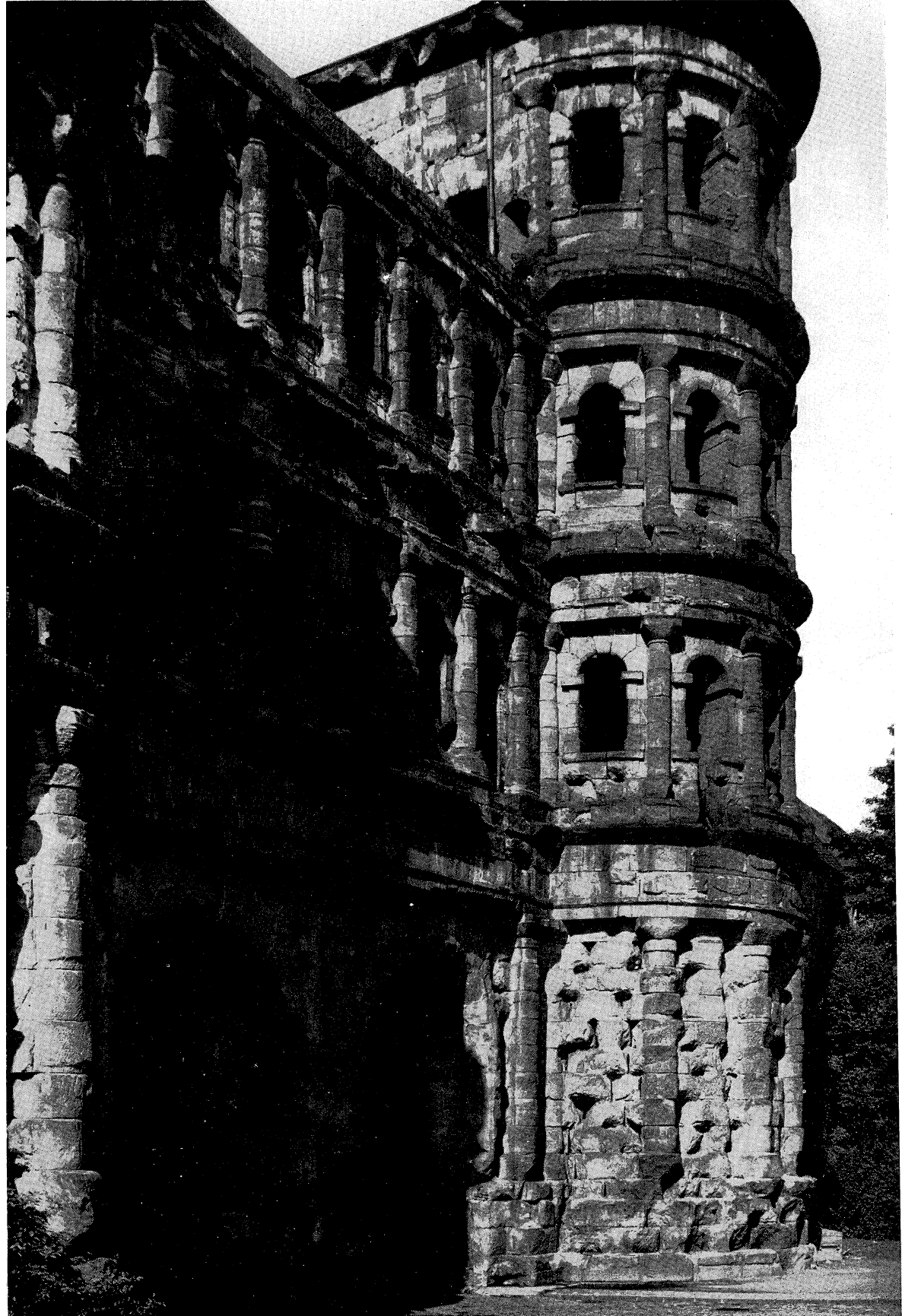
Wohin eine Pädagogik führen kann, die sich bewußt von der antik-christlichen Tradition abwendet und fortschreitende Anpassung der Schule an die jeweils sich



Der Isisaltar von St. Gereon

aus: „Colonia Agrippinensis“ von Peter La Baume

umseitig: Trier, Porta Nigra



ändernden gesellschaftlichen Verhältnisse verlangt, zeigt das Schicksal des sowjetzonalen Schulwesens. Bereits im „Gesetz zur Demokratisierung der deutschen Schule“ von 1946, an dessen Abfassung vor allem entschiedene Schulreformer der Einheitsschulbewegung, Pragmatisten und Materialisten, also erklärte Gegner des Humanismus, beteiligt waren, steht der soziologistische Gedanke: „Sie (die Schule) wird, ausgehend von den gesellschaftlichen Bedürfnissen, jedem Kind und Jugendlichen . . . die seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechende Ausbildung geben.“⁸⁾ In der Folgezeit hat dann die SED dafür gesorgt, daß die Schulorganisation und Erziehungspraxis der fortschreitenden ökonomischen und politischen Entwicklung Zug um Zug angepaßt wurden, und die individuellen Interessen der Schuljugend immer weniger berücksichtigt. Der allmählichen Durchsetzung der polytechnischen Einheitsschule parallel ging ein stufenweiser Abbau des humanistischen Elementes im Schulwesen. Der erwähnte Appell der Berliner Humboldt-Universität, der Oberschule die Möglichkeit zu einer vertieften Ausbildung in den alten Sprachen zu belassen, wurde zurückgewiesen mit der Begründung: „Die 1946 zu erziehende Generation vermag ganz einfach seelisch nicht mehr, sich an der Antike jung zu baden. Der Realismus, der den Bedürfnissen der neuen Technik und Wirtschaft Rechnung trägt, hat in den Auseinandersetzungen der letzten hundert Jahre obgesiegt.“⁹⁾

Das Ergebnis der weiteren Entwicklung ist heute allgemein bekannt. Vestigia terrent! Es verpflichtet uns, an der humanistischen Erziehungs-idee um der Freiheit willen festzuhalten und für sie zu kämpfen. Die Wiedersehensfeier ehemaliger Gymnasiasten des ehrwürdigen Carolinum in Neustrelitz hat also mehr als lokale Bedeutung. Sie gehört in den Rahmen der Bemühungen freiheitlich gesinnter europäischer Menschen, durch Rückbesinnung auf die noch lebendigen Grundlagen der personalen und humanen Kultur Europas sowie durch entsprechende Aktualisierung für die Erhaltung und Mehrung unserer demokratischen und geistigen Freiheit zu sorgen. Das ist auch der Sinn dieses dritten Treffens der ehemaligen Caroliner, dem ich einen guten Verlauf wünsche!

Wie aber kann, so wird man fragen, ein Werk der Kunst zu kulturellen Taten rufen? Die Tat des Helden, das Gebot des Staatengründers, der Glaubenssatz der Religion — all das bewirkt und schafft Kultur. Das Kunstwerk aber — ist es nicht erst Frucht und Blüte der Kultur, darin sich Glaube, Tat und Lehre nur verherrlichen? — Wir müssen den Begriff der Kunst nur weiter fassen, müssen ihn als Inbegriff des Schöpferischen überhaupt erfassen: und da erweist es sich, daß wohl jede Kultur in großen Kunstwerken sich verklärt und vollendet; daß aber jede Kultur auch in einem geistigen Ur-Geschehen: in einem Ursymbol, in einem Mythos sich gründet, dessen Findung der Sphäre des kunsthaft-Schöpferischen angehört.

Richard Benz, „Die ewigen Meister“

⁸⁾ Vgl. Die neue Schule, 1946, Nr. 4, 6, § 1.

⁹⁾ Zitat aus a. O. Nr. 6, 6.

Pestalozzi und die Anfänge der Lehrerbildung in Mecklenburg-Strelitz

Von Friedrich Scheven

Mecklenburg-Strelitz ist erst verhältnismäßig spät in die Reihe der Länder getreten, die die Bildung der Lehrer an den Elementarschulen staatlich regelten. 1801 begegnen uns die ersten zaghaften Ansätze, zu einer wirklichen Lehrerbildungsanstalt kam es erst 1820. Andere Länder, auch Mecklenburg-Schwerin, das 1787 sein Ludwigsuster Seminar erhielt, waren längst vorangegangen. Aber was dann in Mirow entstand, der Stätte der Strelitzer Lehrerbildung von 1820 bis 1925, ist, wenigstens in den ersten Jahren, pädagogisch so beachtlich und unterscheidet sich so wesentlich von dem, was in anderen deutschen Ländern erwuchs, daß es verdient, nachdrücklich herausgestellt zu werden. Das umso mehr, als die besonderen Wege, die bei der Errichtung des Seminars in Mirow eingeschlagen wurden, weder in der verdienstvollen Darstellung der älteren Geschichte des Mirower Seminars von Beckström, auf dessen reiches Quellenmaterial sich die vorliegende Arbeit stützen kann,¹⁾ noch in der Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Anstalt von Witte²⁾ eine gebührende Würdigung erfahren haben. Das Besondere und über den engen Rahmen des Strelitzer Landes hinaus Bedeutsame ist, daß hier versucht wurde, eine Lehrerbildungsanstalt ganz im Geiste Pestalozzis aufzubauen.

1. Ein Kammerherr als Schulmeister

Von Strelitz aus waren schon früher Fäden zu Pestalozzi in die ferne Schweiz gezogen, so daß ihm das kleine Land nicht unbekannt gewesen sein mag, und sein Name in Strelitz jedenfalls nicht fremd gewesen sein wird. Das war geschehen durch den begeisterten Verehrer und späteren Mitarbeiter Pestalozzis Wilhelm von Türk, der elf Jahre lang, von 1794 — 1805, zunächst als Auditor der Justizkanzlei und Kammerjunker, dann als Kanzleirat in herzoglich Strelitzer Diensten gestanden hat. Herzog Carl hatte den gebürtigen Thüringer am fürstlichen Hof in Hildburghausen kennengelernt. Eines Abends fehlte der dritte Mann beim l'Hombre-Spiel. Der junge Kammerjunker, der nach Abschluß des juristischen Studiums vergeblich auf staatliche Anstellung wartete, wurde an den herzoglichen Tisch beordert. Dabei fand der Strelitzer Herzog so viel Gefallen an dem jungen Hofmann, daß er ihn nach Neustrelitz holte. Türk rückte hier bald zum Kanzlei- und Justizrat auf, blieb aber daneben in seinem Hofamt. Das brachte es mit sich, daß er täglich von 5 — 9 Uhr bei Hof zum Kartenspiel erscheinen mußte, elf Jahre hindurch! Das hat ihn nicht bloß, wie er in seinen Lebenserinnerungen erzählt,³⁾ von seiner Spielleidenschaft geheilt, sondern ihm schließlich auch den Dienst in Neustrelitz verleidet. Daß ein Mann wie v. Türk auf die Dauer nicht in die Gesellschaft eines kleinen Fürstenhofes hineinpaßte, zeigt nicht bloß sein späterer Lebensweg, sondern schon sein Wirken in Neustrelitz, das seine soziale Haltung und seine pädagogischen Interessen deutlich zu Tage treten ließ.

¹⁾ Karl Beckström, Das Großherzogliche Landschullehrerseminar in Mirow. Seine Vorgeschichte und die Geschichte seiner ersten 50 Jahre. Neustrelitz 1870.

²⁾ Fritz Witte, Das Landeslehrerseminar in Mirow von 1820 bis 1920 — dslb., Das Lehrerseminar in Mirow. Meckl.-Strelitzer Heimatblätter, Jhg. 3 (1927), Heft 3.

³⁾ Leben und Wirken des Reg.- und Schulraths v. Türk, von ihm selbst niedergeschrieben. Potsdam 1859.



*Johann Heinrich Pestalozzi
aus der Graphischen Sammlung
der Zentralbibliothek Zürich*

In seiner Stellung als Kanzlei- und Justizrat hatte v. Türk auch die Schulangelegenheiten zu bearbeiten. „Als ich einst“, so erzählt er in seinen Lebenserinnerungen, „eine der Elementarklassen in Neustrelitz besuchte, mißfiel mir das Treiben des Schullehrers gar sehr — es war ein mechanisches Abrichten, wobei Lehrer und Kinder zu bedauern waren. Ich gab ihm mein Mißfallen darüber zu erkennen. „Ja“, antwortete er, „ich glaube wohl, daß ich es nicht recht mache; wenn Sie mir nur sagen wollten, wie ich es besser machen könnte.“ Die Antwort machte den jungen Verwaltungsjuristen betroffen und ließ ihn nicht wieder los. Die Frage: Wie kann es besser gemacht werden? führte ihn zu Pestalozzis Schriften. Von seinen Ideen wurde er dann so erfaßt, daß sein ganzes Denken und Wirken sich künftig um Pestalozzis Gedanken drehten. Das findet seinen ersten Ausdruck in dem in Neustrelitz erschienenen Buch: „Über zweckmäßige Einrichtung der öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten“⁴⁾, das, Pestalozzi zugesandt, von ihm günstig aufgenommen wurde.

⁴⁾ Karl Wilh. v. Türk, Über die zweckmäßige Einrichtung der öffentlichen Schul- und Unterrichtsanstalten als eines der wirksamsten Beförderungsmittel einer wesentlichen Verbesserung der niederen Volksklassen mit vorzüglicher Rücksicht auf Meklenburg. Neu-Strelitz 1804.



*Wilhelm von Türk
aus der Graphischen Sammlung
der Zentralbibliothek Zürich*

v. Türk hat hier die Zustände vor Augen, wie sie das Bildungswesen des Strelitzer Landes nicht anders als das der übrigen deutschen Länder kennzeichneten. Pestalozzi hat sie eindringlich in dem 4. Brief seines Buches „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ geschildert. Er vergleicht hier das Unterrichtswesen mit einem großen Hause, dessen oberes Stockwerk in vollendeter Kunst strahlt, aber von wenigen bewohnt wird. Im mittleren wohnen schon mehr, aber es fehlt an Treppen, nach oben zu gelangen. Beim Versuch hinaufzuklettern, erhalten sie Schläge auf die Finger. Unten aber wohnt eine zahllose Menschenherde ohne Licht und Luft in fensterlosen Löchern, sich selbst überlassen, und ohne die Möglichkeit herauszukommen. Das ganze Elend dieser untersten Menschenklasse zeichnet nun in echt philanthropischem Geist der Strelitzer Kammerjunker mit Blick auf die mecklenburgische Landbevölkerung. Wie kann das anders werden? ist die Frage, die v. Türk ebenso bewegt wie Pestalozzi. Seine Antwort lautet wie die seines Schweizer Lehrmeisters: Durch eine allgemeine, bessere Erziehung der Kinder aller Kreise, durch die die in allen schlummernden geistigen und sittlichen Kräfte zur Entfaltung kommen. Dafür zu sorgen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Staatsverwaltung. Sein Buch soll ein Anruf an die Staatsmänner sein, sich dieser Aufgabe bewußt zu werden. Daß v. Türk dabei keineswegs nur an seinen Strelitzer Landesherrn gedacht hat, zeigt die Widmung an den russischen Kaiser Alexander I.

Als Mitglied der Strelitzer Schulkommission hatte v. Türk eine genaue Kenntnis des Schulwesens des Landes erhalten. Seine Darstellung des Zustandes ländlicher Schulen stützt sich so auf eigene Erfahrung und dürfte der Wirklichkeit einigermaßen entsprechen: „Elende, enge, niedrige Schulzimmer“, so beschreibt er sie,⁵⁾ „nicht selten ist das Haus des Schulmeisters das schlechteste im Dorfe.“ „Man versetze sich einmal in eine solche Schule. Eine verpestete Luft kommt uns gleich beim Eintritt entgegen; diese und die größte Unreinlichkeit empören schon unser Gefühl; der Schulmeister, der elende, ärmliche, unwissende Mensch, dem Reinlichkeit, wahre Zucht und Ordnung, dem die Gefühle der Menschheit fremd sind, auf dessen Gesichte sich der Widerwille und die Langeweile seines Geschäftes mit unverkennbaren Zügen darstellen, mit der Nadel oder wohl gar mit dem Weberstuhl beschäftigt, läßt nun die Kinder buchstabieren.“

Welche Wege zur Besserung dieser heillosen Zustände einzuschlagen sind, will v. Türk in Anlehnung an seinen Schweizer Meister in den eingehenden Ausführungen seines Buches zeigen. Aber der von Pestalozzis Gedanken erfüllte junge Hofmann gab sich nicht mit theoretischen Forderungen zufrieden, sondern ging selbst ans Werk. Er unterrichtete zwölf Jungen täglich in zwei Stunden, um den rechten Weg der neuen Erziehung zu finden. Im August 1804 reiste er zu Pestalozzi, von wo er im November zurückkehrte. Welch tiefen Eindruck diese Begegnung mit seinem Meister auf ihn machte, zeigt ein Brief an Pestalozzi vom 25. 10. 1805: „Was habe ich Dir zu danken, guter Pestalozzi! Erst lehrten Deine Schriften mich, meine Pflichten als Mensch kennen, gaben mich mir selbst wieder, und dann vollendete Dein Umgang, Dein Geist, Dein Wohlwollen, mit dem Du die Menschheit umfassest, das Anschauen dessen, was Du auf den Willen der Sterblichen vermagst, was jene Schriften vorbereitet hatten. Dir danke ich das Glück und die Zufriedenheit meines Lebens.“⁶⁾ Das Amt in Neustrelitz, vor allem aber der Dienst bei Hof, waren ihm endgültig verleidet. „Es kam mir in Neustrelitz jetzt alles ganz fremd vor“, so schreibt er in seinen Lebenserinnerungen. „Es kam mir alles vor wie ein Schauspiel, und nachdem ich selbst im großen Hofkostüm eine Rolle gespielt, nahm ich in einer Fensterecke Platz und betrachtete nun alles, so wie man sich ein Schauspiel im Schauspielhaus ansieht. Aber von Stund an war mir klar, daß dies Verhältnis nicht für mich paßte.“ Im November 1805 verließ v. Türk Neustrelitz, um nach Oldenburg als Justiz- und Konsistorialrat übersiedeln, ohne höfische Verpflichtungen, die ihm den Aufenthalt in Neustrelitz so verleidet hatten. Als er sich aber auch dort Unverständnis gegenüber sah, entschloß er sich im Herbst 1807 zur Aufgabe des Staatsdienstes und siedelte mit seiner Frau und fünf Schülern ganz zu Pestalozzi nach Ifferten über. Dort blieb er als einer der engsten Mitarbeiter des großen Schweizers, bis er 1815 in den preußischen Schuldienst gerufen wurde und in Frankfurt/Oder, später in Potsdam als einer der Männer wirken konnte, denen der Aufbau des preußischen Seminarwesens im Sinne von Humboldt und Süvern zu danken ist. Wie hoch Pestalozzi von diesem seinem Mitarbeiter dachte, zeigt ein Brief an v. Türk vom 25. 5. 1806: „Ein halb dutzend Menschen wie Du! — und Europa ist in wenigen Jahren für die Sache gewonnen.“⁷⁾

Aber er hat nicht einmal das kleine Strelitzer Land für den Gedanken einer neuen Volksbildung gewinnen können. Er war wohl „ein Mann mit vielen Plänen,

⁵⁾ Über die zweckmäßige Einrichtung usw. S. 22.

⁶⁾ Willibald Klinke, Wilhelm von Türk und Pestalozzi. Langensalza 1920, S. 16.

⁷⁾ W. Klinke, a. a. O. S. 16.

aber ohne große Konzentration“, so kennzeichnet ihn Herbert Schönebaum in seiner großen Pestalozzi-Biographie.⁸⁾ So ist es verständlich, daß er im Schulwesen des Landes keine nachweisbaren Spuren hinterlassen hat, obwohl er 1802 zum Mitglied der Schulkommission bestellt wurde. Er hat ja aber auch kaum mehr als zwei Jahre unmittelbaren Einfluß auf das Schulwesen des Landes ausüben können. Immerhin fand er in Neustrelitz mit seinem Eifer für die Sache Pestalozzis, der damals schon zu den europäischen Berühmtheiten gehörte, offensichtlich Beachtung. Ein schulmeisternder Kammerherr war ja auch nichts Alltägliches und hätte den Spott der Hofmänner herausfordern können. Aber er wurde in seinem Bemühen ernst genommen. Das zeigen die „Briefe aus dem Herzogthum Strelitz, namentlich über die von dem Kammerherrn von Türk nach Pestalozzischer Methode eingerichtete Lehranstalt“.⁹⁾ Die kleine Schrift berichtet über Prüfungen, die im Oktober 1805 unter den von Türk unterrichteten Jungen und im folgenden Jahr in der nach seinen Vorschlägen eingerichteten Neustrelitzer Knaben- und Mädchenschule gehalten wurden. Bezeichnend ist der bei den letzteren Prüfungen anwesende Personenkreis. Genannt werden der Strelitzer Erbprinz, der Erbprinz von Hildburghausen, der Minister Seip, der Magistrat der Residenz, Hofangestellte und viele Eltern. Wahrlich eine illustre Prüfungsgesellschaft! Das Interesse für die Fragen, die v. Türk aufgeworfen hatte, hatte also weite Kreise erfaßt, und das höfische Leben der kleinen Residenz erschöpfte sich keineswegs in den Jagden in der Serrahner Forst und in abendlichem Kartenspiel, sondern man war auch für geistige Fragen und soziale Probleme aufgeschlossen. Neustrelitz ist trotzdem durch Türk nicht zu einem Zentrum der Pestalozzi-Bewegung in Deutschland geworden wie etwa Frankfurt/M., Weimar oder Hamburg. Das Interesse, vielleicht auch Begeisterung für Pestalozzi stand und fiel mit der Anwesenheit Türks. Aber doch gehört er nicht bloß in die Geschichte der Pädagogik im allgemeinen, sondern auch in die Strelitzer Schulgeschichte im besonderen.¹⁰⁾

2. Türks Vorschläge zur Lehrerbildung

Unter den Vorschlägen, die v. Türk den Staatsmännern zur sozialen Besserung und Hebung der Volksbildung vorhält, steht die Hebung der Lehrerbildung an erster Stelle. Wie sah es damals mit der Lehrervorbildung im Strelitzer Lande aus? Seit 1801 gab es ein kleines Lehrerseminar in Woldegk als private Einrichtung des dortigen Pastors Friedrich Ludwig Reinhold. Herzogliches Wohlwollen und eine jährliche Beihilfe von 250 Talern unterstützten seine Arbeit. Es wurde mit sechs Zöglingen eröffnet, die aus dem Handwerkerstand stammten und z. T. schon erheblich bei Jahren waren. Durch handwerkliche Arbeit sollten sie sich während ihres Aufenthaltes in Woldegk ihren Unterhalt verdienen. Den Unterricht trug Reinhold allein. Hinter seinem Bemühen, das von viel Opfersinn und Hingabe erfüllt war, stand das am Ausgang des 18. Jahrhunderts allgemein erwachende Interesse für Hebung der Volksbildung. Der Geist der Aufklärung und pietistische Frömmigkeit trugen es gleicherweise. Während die Anfänge der Lehrerbildung in Mecklenburg-Schwerin durch den Pietismus bestimmt sind, gab bei Reinhold die Aufklärung den Anstoß.

Was Reinhold erstrebte, war eine, wenn auch bescheidene Vorbildung der Lehrer an Landschulen, die bislang zum größten Teil ohne irgendwelche geordnete Vorbildung ihr Amt antraten. „Invalide Soldaten, verdorbene Schneider,

⁸⁾ Herbert Schönebaum, Pestalozzi Bd. 3. Kennen, Können, Wollen. Langensalza 1937.

⁹⁾ Berlin und Leipzig 1806 (Exemplar in der Landesbücherei Schwerin).

¹⁰⁾ Über sein weiteres Leben s. Allg. Deutsche Biographie Bd. 39, S. 17 — 20.

Wirth und Bediente“, so schreibt v. Türk im Hinblick auf die Strelitzer Schulverhältnisse,¹¹⁾ „legen den ersten Grund zu der Bildung oder eigentlich zu der Verbildung, zum unausbleiblichen Verderben der Jugend.“ „Man nahm“, so fährt er fort, „zur Besetzung dieser Stellen Schneider oder Weber. Nothdürftiges Lesen und Schreiben — weiter ward in der Regel nichts von einem solchen Mann verlangt. So ohne eigene Bildung, ohne Kenntnisse, ohne auch nur einen Begriff zu haben, was es heißt, Kinder zu unterrichten, sie zu Menschen zu bilden, von Leidenschaften beherrscht, oft in Unreinlichkeit und in Unordnung herangewachsen, von Eigennutz veranlaßt, ja selbst von der harten Nothwendigkeit gezwungen, das Handwerk als die Hauptsache, die Schule nur als Nebenerwerbszweig zu betrachten, greift der Mann das schwere Werk der Menschenbildung an.“ Man hört aus den Worten den Mann heraus, der Pestalozzis Schriften studiert hatte und mit dessen Ideen nun die Wirklichkeit vergleicht, die ihm als Strelitzer Verwaltungsbeamter vor Augen stand. Das Schulhalten wurde eben noch nicht als selbständiger Beruf angesehen, der eine besondere Vorbildung erfordert. Sofern eine Vorbildung erfolgte, verlief sie ganz in handwerklicher Form: mit der Ausbildung im Handwerk erfolgte zugleich die zum Schulhalten, indem der künftige Schulhalter dem Meister seine Fertigkeit im Unterrichten absah, so wie er von ihm die handwerklichen Verrichtungen lernte. Als Nebengewerbe blieb das Schulhalten so, ebenso wie das Handwerk, oft Generationen hindurch in einer Familie; der Sohn oder Schwiegersohn folgte dem Vater. So berichtet M. Gerchow von der Familie Schütte in Mirow, daß sich das Küsteramt über 100 Jahre von 1721 ab in der Familie vererbte.¹²⁾ Die Brust waren Küster und Lehrer in Roggenhagen von 1700 bis 1895 (Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Meckl.-Strel. I, 3. S. 49).

Bei diesen Verhältnissen war es schon etwas Beachtliches, wenn Reinhold sein Seminar in Woldegk errichtete, indem er dem künftigen Handwerker-Lehrer eine, wenn auch bescheidene, Vorbildung für sein Amt geben wollte. Daß sein Arbeitsplan auch außerhalb des Landes Beachtung fand, geht daraus hervor, daß er 1807 bei der Errichtung eines Seminars in Lübeck als vorbildlich zugrunde gelegt wurde.¹³⁾ Türk war freilich von dem, was er 1803 bei einer Prüfung in Woldegk zu sehen bekam, wenig befriedigt. Seine Gedanken über Lehrerbildung gingen, an Pestalozzi geschult, andere Wege. Er erkennt Reinholds Eifer und Hingabe an, bemängelt aber das Ein-Mann-System, dazu vor allem die fehlende Verbindung mit einer öffentlichen Schule.¹⁴⁾ Daher schlägt er eine baldige Änderung vor. Er wünscht die Verlegung des Seminars nach Neustrelitz, sobald dort nach Vollendung des neuen Schulhauses die Voraussetzungen dafür gegeben sind. Das kann aber für den Verehrer Pestalozzischer Gedanken nur eine vorläufige Maßnahme sein. Türk ist im Grunde Gegner jedes Seminars, das erwachsene Männer zum Lehrerberuf zu bilden sich bemüht. „Werden nicht die bösen Gewohnheiten und Neigungen, die geistige und moralische Mißhandlung und Verbildung früherer Jahre, diese späte Bildung gänzlich hindern, oder doch ihre Wirkung lähmen, und mit der Zeit gänzlich wieder aufheben?“ so fragt er, und fährt dann fort: „Man benutze daher lieber die bestehenden Schulen in den Städten als Bildungsanstalten für künftige Schulmeister und Lehrer an den Primarschulen.“

¹¹⁾ Über die zweckmäßige Einrichtung der öffentl. Schul- und Unterrichtsanstalten. Seite 63.

¹²⁾ Geschichte des Mirower Schulwesens. Meckl.-Strel. Geschichtsblätter 1927, S. 319.

¹³⁾ A. Möbuß, 100 Jahre Lehrerbildung. Lübeck 1907, S. 7.

¹⁴⁾ Beckström, a. a. O. S. 23. — Über die zweckmäßige Einrichtung, S. 66.

Was ihm als ideale Lehrerbildung vorschwebt, ist also eine Heranbildung der künftigen Lehrer durch Besuch der bestehenden Schulen und ihre allmähliche Einführung in die Unterrichts- und Erziehungsaufgaben durch Teilnahme an dem für alle bestimmten Unterricht. Mit den übrigen Schülern zusammen eignen sie sich so das für den künftigen Lehrer erforderliche Wissen und Können an, wachsen aber unter Anleitung des Lehrers zugleich in den Lehrerberuf hinein. „Fähige Kinder ärmerer Eltern werden in den Städten von der Schuldeputation, auf dem Lande von dem Geistlichen ausgewählt, ihren Lehrern in Rücksicht ihrer künftigen Bestimmung vorzüglich empfohlen und von ihnen unmerklich dazu vorbereitet, indem sie ihnen die Aufsicht und von Zeit zu Zeit den Unterricht solcher Kinder, die ihnen an Jahren und Bildung des Geistes nachstehen, anvertrauen“, schreibt er. Grundsätzlich muß solche Lehrerbildung ja in jeder Schule möglich sein, aber in der Praxis werden dafür nur gut organisierte städtische Schulen in Betracht kommen, wo mehrere Lehrer sich um den Zögling kümmern können. In der Residenzstadt ist überdies noch die unmittelbare Aufsicht des Landesschulkollegiums gewährleistet.

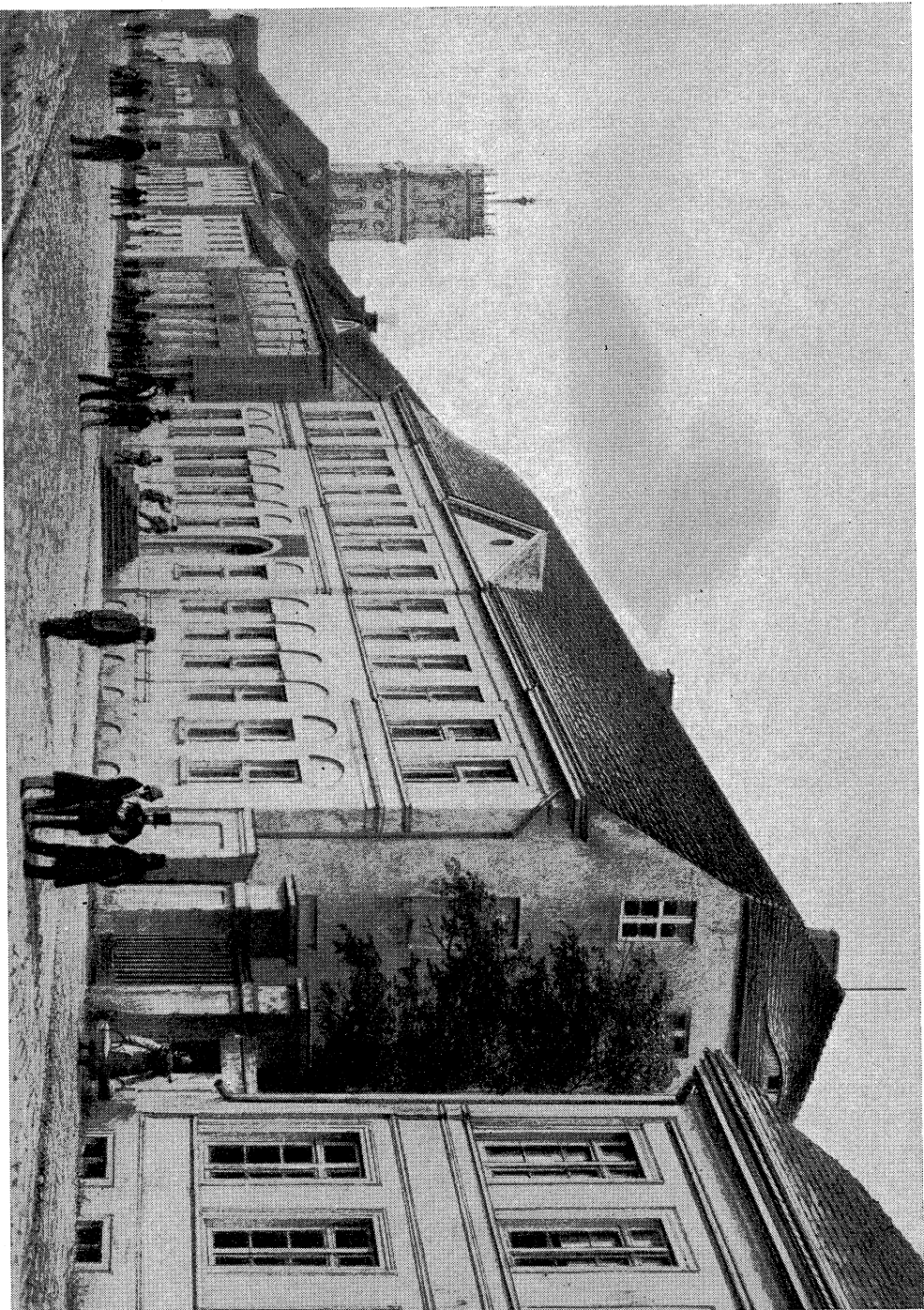
Man spürt aus diesen Vorschlägen deutlich Pestalozzischen Geist heraus, die Gedankenwelt von „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“. Türk will in seinen Ausführungen „Über die zweckmäßige Einrichtung der öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten“ ja auch, wie er betont, nichts anderes, als die Gedanken seines Meisters für ihre Anwendung in den Strelitzer Schulen darlegen. In dem Kreis der Pestalozzi-Schüler finden wir ähnliche Gedanken daher öfter. Noch 1836 ist der Pestalozzianer und maßgebende preußische Seminarpädagoge Harnisch für die Bildung in der Meisterlehre als ideale Form der Lehrerbildung eingetreten.¹⁵⁾ Unterrichten und Erziehen ist ja nach Pestalozzi die naturgegebene Funktion der Mutter, nur ersatzweise soll die öffentliche Schule für sie dort eintreten, wo sie ihren erzieherischen Aufgaben nicht mehr gewachsen ist. Wie die rechte Mutter ist aber auch der sittlich und geistig allseitig Gebildete der gegebene Lehrer und Erzieher. Lehrerbildung ist daher nicht eigentlich Aufgabe einer Berufsbildung im engeren Sinn, sondern der allseitig gebildete Mensch ist der rechte Lehrer und Erzieher. Das sind die Gedanken Pestalozzis, die hinter den Türk'schen Vorschlägen stehen.

3. Das Strelitzer Seminar und das Carolinum ¹⁶⁾

Aber v. Türk sieht die wirklichen Gegebenheiten klar genug, daß er nicht zugibt, daß solche Lehrerbildung in weiter Ferne steht. Daher sein Vorschlag, das Woldegker Seminar nach Neustrelitz zu verlegen, und es dort mit den bestehenden Schulen zu verbinden. Der Neustrelitzer Rektor und spätere Strelitzer Oberkonsistorialrat Visbeck, mit dem Türk befreundet war, machte nach einem Besuch des Woldegker Seminars im nächsten Jahr denselben Vorschlag. Bei der Verlegung des Seminars haben beide also, anders als bei dem Idealplan v. Türks, eine besondere Anstalt im Auge, die nur organisatorisch mit den übrigen Schulen verbunden ist. Das ist nichts grundsätzlich Neues. Die Verbindung von Lehrerbildungseinrichtungen mit bestehenden Schulen, von Lateinschulen angefangen über Stadtschulen der verschiedensten Art bis zu Waisenhäusern (A. H. Francke)

¹⁵⁾ Wilh. Rein, Enzyklop. Handbuch der Pädagogik Bd. 9. Art. Volksschullehrerbildg.

¹⁶⁾ Über die Strelitzer Schulreform unter dem Herzog Carl, zu der auch die Verlegung des Seminars gehört, siehe im einzelnen: Paul Steinmann, Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte, Kap. V. Ztschr. Das Carolinum 1961, Nr. 33. S. 37/39.



Das alte Carolinum in Neustrelitz

Lithographie von Wilhelm Riefstahl 1856

findet sich als Vorstufe der eigentlichen Seminare außerhalb Mecklenburgs im 18. bis weit hinein ins 19. Jahrhundert vielfach. Visbeck und v. Türk haben wohl solche Einrichtungen im Auge. Der Übertritt von der Schule zum Seminar soll dabei ohne Unterbrechung durch eine Handwerkslehre erfolgen. Das ist das Beachtliche an den Vorschlägen Visbecks, der nun bei den weiteren Verhandlungen allein als Gutachter auftritt, da v. Türk 1805 Neustrelitz verlassen hatte. Aber dieser Forderung wurde dann, als die Regierung daranging, das Seminar nach Neustrelitz zu verlegen, doch nicht stattgegeben. Der Nachfolger v. Türks in der Schulkommission, der spätere Staatsminister v. Oertzen, dem das Mirower Seminar später so viel zu verdanken hatte, hielt diesen Vorschlag für undurchführbar. Ein Unterhalt der das Seminar besuchenden Zöglinge auf Staatskosten erschien ihm nicht tragbar. Für Unterhalt und Unterkommen sollte vielmehr jeder selbst sorgen. Das hieß aber, der künftige Lehrer muß wie bisher erst ein Handwerk, am besten das Schneiderhandwerk, erlernen, um sich damit während seines Seminaaraufenthaltes seinen Unterhalt selbst zu verdienen.

So kam es denn auch, als 1807 das Seminar nach Neustrelitz verlegt wurde und dort mit den übrigen Unterrichtsanstalten der Stadt in dem neuen Schulhaus an der Glambeckerstraße untergebracht wurde. Was hier entstand, war daher begreiflicherweise so kümmerlich und hatte so wenig mit den Gedanken einer fortschrittlichen Pädagogik, wie sie v. Türk vor Augen gestanden hatte, zu tun, daß man sich mit Recht fragen kann, ob es nicht richtiger gewesen wäre, die Anstalt unter der Obhut des persönlich so stark interessierten Reinhold in Woldegk zu belassen. Die Verbindung mit der Stadtschule, von 1811 ab Gymnasium Carolinum, von der v. Türk und Visbeck sich so viel versprochen hatten, wurde nicht mehr als die Vereinigung verschiedener Anstalten unter einem Dach. Die Lehrer an der Stadtschule waren nicht gewillt, zusätzlich an dem Seminar mitzuarbeiten. Visbeck, von dem das in erster Linie zu erwarten gewesen wäre, da er der eigentliche Anreger der Verlegung gewesen war, kam dafür kaum noch in Betracht, da er bereits 1809 als Präpositus nach Stargard ging. Die unzulänglichen Verhältnisse am Seminar machten daher schon 1810 ein Eingreifen der Verwaltung notwendig. Die Leitung des Seminars wurde dem Direktor des Gymnasiums übertragen und ein genaues Regulativ für den Unterricht aufgestellt. Damit verbindet sich die Geschichte des Seminars mit der des Carolinums, allerdings nur für wenige Jahre. Denn länger als bis 1818 hat das Neustrelitzer Seminar nicht bestanden. Es war von vornherein zu dürftig eingerichtet und mit zu bescheidenen Mitteln ausgestattet, als daß es den an die Neueinrichtung geknüpften Erwartungen hätte entsprechen können. Kaum einer wird es daher bedauert haben, daß es nach großherzoglichem Erlaß zu Michaelis 1818 seine Arbeit einstellen sollte. Am allerwenigsten hätte es v. Türk bedauert, denn von den Ideen, die ihm vor Augen gestanden hatten, war da nichts zu finden. Aber ihm waren die Strelitzer Verhältnisse sicher längst aus den Augen entglitten, seitdem er (1808) zu seinem verehrten Meister Pestalozzi nach Ifferten übergesiedelt war. In seinen Lebenserinnerungen tauchen jedenfalls irgendwelche Beziehungen zu Neustrelitz nach seinem Fortgang von dort nicht auf.

4. Die maßgebenden Männer der Strelitzer Seminarreform und Pestalozzi

Aber die Ideen seines Meisters sollten doch noch im Strelitzer Land Frucht tragen. Wenn bei der Neuordnung der Lehrerbildung in Mirow eine Einrichtung geschaffen wurde, die ganz Pestalozzischen Geist atmet, dann mag dazu beigetragen haben — wenn inzwischen freilich auch Jahre vergangen waren — daß der Name Pestalozzis durch das Wirken des Mannes weithin bekannt geworden war,

der einen Dienst in der Niedrigkeit und Dürftigkeit der Pestalozzischen Anstalten dem eines Kammerjunkers in Neustrelitz oder eines Justiz- und Konsistorialrats in Oldenburg vorgezogen hatte. Aber der Name Pestalozzi war ja ohnehin allen Gebildeten längst geläufig, seitdem Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hatte. Als die preußische Unterrichtsverwaltung nach der militärischen Niederlage und der tiefen Ohnmacht, die ihr folgte, sich anschickte, den Grund für einen Neubau des Staates und für die innere Neugeburt des Volkes zu legen, konnte sie an Pestalozzi nicht vorbeigehen. Die erste und bekannteste Maßnahme der preußischen Regierung zur Förderung der Lehrerbildung war die Entsendung von „Eleven“ zu Pestalozzi, Männern, die bei der Neuordnung der Seminare an maßgebender Stelle eingesetzt werden sollten. Was die Unterrichtsverwaltung von einem Lernen an der Stätte des Wirkens Pestalozzis und einer persönlichen Begegnung mit ihm erwartete, kommt zum Ausdruck in einem Brief des Freiherrn von Altenstein, des Chefs des preußischen Unterrichtswesens, an Pestalozzi, in dem die Erwartung ausgesprochen wird, daß die zu entsendenden jungen Männer die neue Unterrichts- und Lehrart „in ihrer wechselhaften Beziehung und in ihrem tiefstem Zusammenhang aufzufassen, unter Anleitung ihres ehrwürdigen Urhebers und seiner achtungswerten Gehülfen sie üben lernen, im Umgang mit ihnen nicht ihren Geist allein, sondern auch ihr Herz zum vollkommenen Erzieherberuf ausbilden und von demselben feurigen Triebe erfüllt werden, von welchem beseelt Sie Ihr ganzes Leben ihm widmen“.¹⁷⁾

Dasselbe mochten auch die maßgebenden Männer in Neustrelitz, der feinsinnige und weitschauende Großherzog Georg und sein Staatsminister von Oertzen gedacht haben, als sie den künftigen Leiter des Strelitzer Seminars zu Pestalozzi entsandten. Pestalozzis Gedanken sollten auch hier den Weg weisen, den der Großherzog Georg in der Neuordnung der Lehrerbildung als ein wesentliches Stück der inneren Reform der Landesverwaltung zu gehen sich entschlossen hatte. Daß dem für Bildungsfragen aufgeschlossenen Fürsten — E. A. Endler vergleicht ihn in seiner Strelitzer Landesgeschichte mit seinem preußischen Neffen Friedrich Wilhelm IV. — der Name und die Ideen des großen Schweizer Menschenfreundes nicht fremd waren, ist sicher, da das Herz seiner Schwester, der edlen preußischen Königin, so warm für Pestalozzi empfunden hatte.

Wesentlichen Einfluß auf den Entschluß, die Strelitzer Lehrerbildung auf völlig neue Grundlage zu stellen und auf die Gedanken der neuen Pädagogik, wie sie sich in Pestalozzi verkörperten, auszurichten, dürfte der Staatsminister August von Oertzen gehabt haben. 1810 war er an die Spitze der Landesverwaltung getreten und hat sie bis 1837 geleitet. Er war ein hochgebildeter und vielseitig interessierter Staatsmann, dem das Strelitzer Land, nicht zuletzt auf dem Gebiet des Schulwesens, viel zu danken hat. Er ist auch als Dichter hervorgetreten, im alten Strelitzer Gesangbuch finden sich zwei Lieder von ihm. „Mehr aber als alle diese Eigenschaften zierten seinen Charakter wahre Herzengüte und echte Humanität. Ihn schmückte fleckenlose Reinheit und Kraftfülle des Willens mit einem ausgebildeten Zartsinn, um stets in jedem Verhältnis edel zu handeln“, heißt es in einem Nachruf im Freimütigen Abendblatt.¹⁸⁾

¹⁷⁾ J. Antz, Die seminaristische Lehrerbildung des 19. und 20. Jahrh. in hist. und kritischer Beleuchtung. Vierteljahresschrift f. wissensch. Pädagogik 6 (1930).

¹⁸⁾ Freim. Abdbl. 1838, Sp. 265.



*August von Oertzen, geb. 1777
Meckl.-Strelitzer Staatsminister
Kupferstich von Ruschewey 1834
nach dem Ölbild von W. Unger*

Auch pädagogisch war v. Oertzen interessiert und war, wie es für den Gebildeten jener Tage selbstverständlich war, mit der fortschrittlichen pädagogischen Literatur vertraut. Als Mitglied der Schulkommission, der er nach dem Ausscheiden v. Türks aus dem Strelitzer Dienst angehörte, ließ er einst, so berichtet Beckström¹⁹⁾, bei einer Verhandlung über innere Angelegenheiten der Schule ein Buch des neuhumanistischen Gymnasialpädagogen August Hermann Niemeyer — es waren wohl seine „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts“, in dem Pestalozzi'sche Gedanken verarbeitet sind — herumgehen, in dem er die zur Behandlung stehende Frage angestrichen hatte. An der Ausgestaltung der Neustrelitzer Oberschule zum Gymnasium Carolinum (1811) wird er so nicht bloß als Verwaltungsbeamter interessiert gewesen sein. Welch einsichtsvolles, echt neuhumanistisches pädagogisches Denken ihn leitete, zeigen die von ihm in einem Reskript zur Neustrelitzer Schulorganisation aufgestellten Grundsätze: „Wir wollen jeder Individualität Luft lassen, sich aus sich selbst und nach sich selbst zu entwickeln . . . Wer ein Menschenkind betrachtet wie einen rohen Block, aus dem er jede Figur nach seinem eigenen Gedanken zurechthauen könne, der bringt sicher Stümperwerk zu Tage. Die Menschenkinder sind verschieden von der Wiege her, vielleicht schon von früher her“.²⁰⁾ Oertzen wird sicher auch mit Pestalozzis Schriften bekannt gewesen sein. Man geht daher nicht fehl in der Annahme, daß von ihm der Vorschlag stammt, den Mann, der die Strelitzer Lehrerbildung zeitgemäß aufbauen sollte, vorerst zu Pestalozzi zu schicken, so wie es nach 1810 mit den preußischen Eleven geschehen war.

¹⁹⁾ a. a. O. S. 40.

²⁰⁾ K. H. Raettig, Zur Geschichte der Organisation des Neustrelitzer Schulwesens von 1795 — 1838. Neustrelitz 1856. S. 31.

Als Leiter des neuen Seminars, das in dem Mirower Schloß eine würdige Unterkunft finden sollte, war Adolf Giesebrecht, bis dahin Lehrer an dem Neustrelitzer Gymnasium, ausersehen. Er stammte aus dem geistig lebendigen, bildungsfreudigen Mirower Pfarrhaus. Friedrich Winkel ist in den Meckl.-Strelitzer Heimatblättern²¹⁾ dem Lebensweg der Glieder dieser Familie nachgegangen. Er kennzeichnet Adolf Giesebrecht im Gegensatz zu seinen mehr schöngeistigen Brüdern als einen „Mann von umfassendem Wissen, eiserner Energie, reicher Erfahrung, größter Pflichttreue und tiefer Frömmigkeit“. Der für die Leitung des neuen Seminars ausgewählte junge Theologe erhielt den Auftrag, vor Antritt seines Amtes auf Kosten der Regierung eine Studienreise zu unternehmen, auf der er deutsche und schweizerische Lehrerbildungseinrichtungen besuchen sollte, um Erfahrungen für sein künftiges Amt zu sammeln. Man nahm es diesmal also mit der Einrichtung des Seminars sehr ernst und sparte an Kosten nicht. Die Reise dauerte vom 26. März bis 24. November 1818 und führte über Hannover, Koblenz, Friedberg nach Ifferten zu Pestalozzi. Das war von vornherein das eigentliche Ziel der Reise. Giesebrecht hat über den Verlauf seiner Reise eingehend berichtet, in Vorlagen an die Regierung in Neustrelitz, denen jedesmal ein persönliches Schreiben an seinen Gönner v. Oertzen beigefügt war, und in einem dreibändigen Tagebuch. M. Gerchow hat auf Grund davon „Giesebrechts pädagogische Reise durch Deutschland und die Schweiz“ dargestellt.²²⁾ Die Erfahrungen, die er auf der Reise sammelte, und die von seinem Standpunkt aus harte Kritik an den Seminaren, die er auf seiner Reise besuchte, kann hier beiseite bleiben. Von Interesse ist an dieser Stelle nur der Aufenthalt in Ifferten. Giesebrecht erzählt anschaulich, wie Pestalozzi ihn begrüßte, „ein Mann, dessen Gesicht, das wohl niemals schön gewesen ist, jetzt die Falten des Alters trägt, aber noch eine gewisse Frische besitzt; mit noch größtenteils schwarzem Haar, etwas gekrümmt, sonst aber mit großer Leichtigkeit und Lebendigkeit sich bewegend . . . Er nahm mich sehr freundlich auf, wie er bei jeder Unterredung seines Mitsprechenden Hand oftmals ergreift und drückt, nicht eine Angewöhnung, sondern jedesmal Ausdruck seines liebevollen Gemüths“.²³⁾ Giesebrecht blieb in Ifferten 3 Monate bis Anfang September und suchte den Zweck seiner Reise zu erfüllen in vielfachen Gesprächen mit Pestalozzi und seinen Mitarbeitern und durch Teilnahme an dem Leben und dem Unterricht der Pestalozzischen Anstalten.

Aber so begeistert wie seinerzeit v. Türk war Giesebrecht von dem, was er in Ifferten sah, nicht, dazu war er wohl zu sehr nüchterner Verstandesmensch. Er erkannte deutlich die Mängel der Anstalt und den Formalismus der Methode Pestalozzis. Abschließend schreibt er aber doch: „So muß ich die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes als eine Zeit reichen Einsammelns betrachten“. Was Giesebrecht auf der Reise geschaut und erfahren hatte, trug Frucht, als er nach seiner Rückkehr daranging, die Pläne für das neue Seminar aufzustellen. Er hat es in einem ausführlichen Schriftstück getan, das er der Regierung vorlegte. Nach diesem Plan konnte er in den nächsten Jahren arbeiten. Man ließ ihm in dem Aufbau der Anstalt offenbar völlig freie Hand, ein Zeichen dafür, welch Vertrauen man ihm schenkte, allen voran sein Gönner v. Oertzen, aber auch der Großherzog, der die Anstalt in den folgenden Jahren wiederholt besucht hat.

²¹⁾ Fr. Winkel, Vom Mirower Pfarrhaus und der Familie Giesebrecht. Meckl.-Strelitzer Heimatblätter 1927 (Jhg. 3), S. 35 ff.

²²⁾ Meckl.-Strel. Heimatblätter Jhg. 8, Heft 1.

²³⁾ Beckström, a. a. O. S. 52.

5. Das Mirower Seminar als Erziehungsgemeinschaft im Geiste Pestalozzis

Was Giesebrecht in seinem Seminarplan entwickelte und dann in Mirow verwirklicht hat, fiel völlig aus dem Rahmen der übrigen deutschen Seminare heraus und verdient als ein vielleicht einmaliger Versuch, ein Seminar als Erziehungsgemeinschaft im Sinne Pestalozzis aufzubauen, festgehalten zu werden. In das Ordnungssystem, das Gunnar Thiele in seiner „Geschichte der preußischen Lehrerseminare“²⁴⁾ für die Vielfältigkeit deutscher Seminare aufstellt, paßt es jedenfalls nicht hinein. In Mirow sollte nicht bloß eine Lehrerbildungsanstalt entstehen, sondern eine Erziehungsstätte. Ausbildungsanstalten für künftige Lehrer, also reine Fachschulen, waren alle Seminare, die Giesebrecht auf seiner Reise besucht hatte. Sie nahmen junge Leute im Alter von etwa 20 Jahren auf und gaben ihnen in meist zweijährigem Kursus eine Fachschulung für ihren künftigen Beruf. Das war dort, wo die Seminaristen von der höheren Schule kamen, wie Giesebrecht es in Thüringen kennengelernt hatte, nicht anders als da, wo sie vorher ein Handwerk gelernt hatten, wie es auch bei dem Schweriner Seminar in Ludwigslust der Fall war. Daß die Seminaranwärter schon vorher, etwa vom 14. Lebensjahr ab, auf den Seminarbesuch vorbereitet wurden, kam erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts auf. In Meckl.-Schwerin wurde dem Seminar erstmalig bei seiner Verlegung nach Neukloster 1862 eine Präparandenanstalt angegliedert. Das war verhältnismäßig früh. In Preußen blieb die Vorbildung der künftigen Seminaristen zum großen Teil bis zum Ende des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus privater Initiative überlassen. Am frühesten vollzog sich die organische Verbindung der Präparandenanstalt mit dem Seminar und damit der Aufbau einer sechsstufigen Lehrerbildungsanstalt in Sachsen.

Das Seminar aber, das Giesebrecht im Auge hatte, sollte nicht erwachsene junge Männer aufnehmen, sondern Knaben im Alter von 11 – 12 Jahren, wo noch alle guten Anlagen zur vollen Entfaltung gebracht werden können. Diese sollen nach der Giesebrechtschen Denkschrift in 8 – 10jährigem Besuch der Anstalt „allgemein menschlich so ausgebildet werden, daß sie selbst das werden, was ihre künftigen Schüler einst durch sie werden sollen“. Zugleich aber soll ihnen die Ausrichtung auf den künftigen Beruf gegeben werden. Die Menschenbildung steht also voran, damit zugleich, nicht als ein nachfolgendes Stück, soll die Berufsbildung erfolgen. So wollte es seinerzeit ja auch v. Türk, als er das Idealbild einer Lehrerbildung im Sinne Pestalozzis zeichnete. Als Erziehungsanstalt soll das Mirower Seminar die Jungen in eine streng geordnete Lebensgemeinschaft einfügen, in der sie Wohnung, Verpflegung, Kleidung usw. gemeinsam haben. Das Vorbild dabei ist die christliche Familie. Das Ökonomen-Ehepaar der Anstalt wurde von den Zöglingen daher Vater und Mutter genannt. Giesebrecht als Leiter wohnte mitten unter den Zöglingen in einer bescheidenen Mansardenstube und trug dieselbe Kleidung wie sie. Der Unterricht, den er erteilte, war „Familienunterricht“, wie er ihn nannte, und sollte die Form haben, in der ein Vater oder die Mutter („Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“) ihn ihren Kindern erteilen.

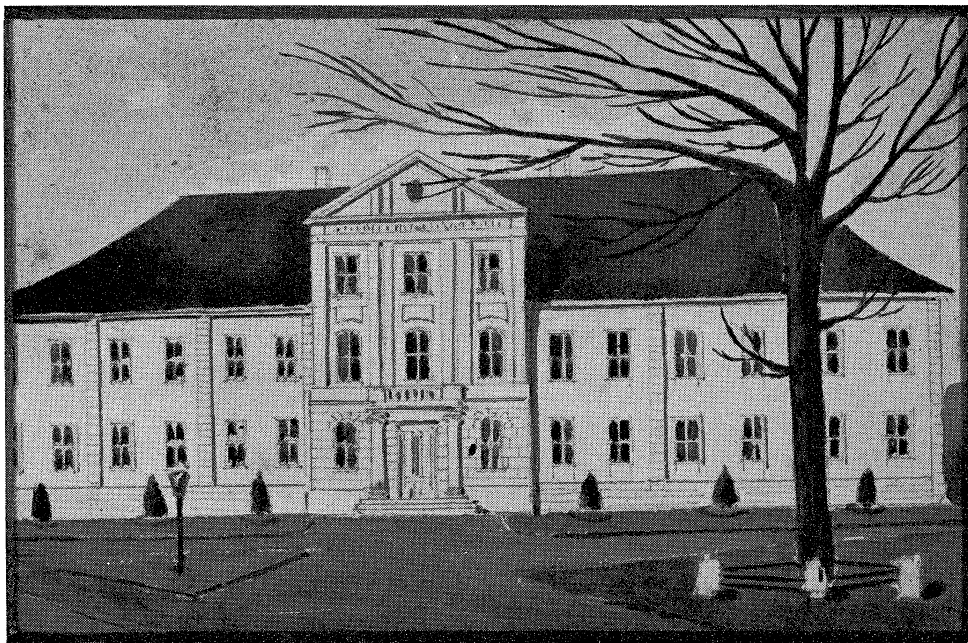
Das ist in allen Stücken eine Erziehungsgemeinschaft, wie Pestalozzi sie wollte, und wie Giesebrecht sie in Ifferten kennengelernt hatte. Er mag dieses Bild schon vor seiner Reise vor Augen gehabt haben, und es dann nur an der vielfach unzulänglichen Wirklichkeit in Ifferten überprüft haben. Aber Pestalozzi steht deutlich dahinter, oder auch Fichte, der in der zehnten Rede das Bild einer solchen Erziehungsgemeinschaft entworfen hatte. Aber das würde ja auch nichts anderes

²⁴⁾ Gunnar Thiele, Geschichte der Preuß. Lehrerseminare. 1. Teil, Berlin 1938.

als eine Anlehnung an Pestalozzi bedeuten. Denn auf ihn hinzuweisen, war ja Fichtes Absicht in seinen „Reden an die deutsche Nation“. Daß dieser Weckruf dem ehemaligen C-Husaren Giesebrecht, der mit seinen Brüdern 1813 dem Ruf seines Herzogs begeistert folgte, nicht unbekannt war, ist selbstverständlich.

Ein eigentlicher „Unterricht im Unterrichten“ findet erst am Ende des achtjährigen Seminarbesuches einen bescheidenen Platz. Dabei wird die didaktische Unterweisung nicht als Unterricht in einer besonderen Wissenschaft erteilt, sondern „als wesentliche Entwicklung einer innerlichen menschlichen Anlage“. „Das Element für diese Entwicklung der Lehrfähigkeit“, so schreibt Giesebrecht in der Denkschrift von 1820, „gibt die selbsterfahrene Unterrichtsweise, welche, wenn sie die rechte war, den durch sie Hindurchgegangenen die Nothwendigkeit, seiner inneren Natur folgend, ebenso zu lehren, mittheilen wird, ohne daß ihm darüber irgend eine Vorschrift gegeben werden darf“. Das alles ist ganz im Sinne des Meisters geschrieben. Ähnliche Gedanken hatte ja auch v. Türk entwickelt, als er das Reinholdsche Seminar kritisierte. Beide machen ihre Vorschläge eben aus der Gedankenwelt Pestalozzis heraus.

Daß in Mirow ein Seminar so zielbewußt im Geiste Pestalozzis aufgebaut wurde, verdient nachdrücklich hervorgehoben zu werden, auch wenn das Ergebnis hernach nicht recht befriedigte. Das ist ja auch bei den Erziehungsanstalten Pestalozzis mit ihren vielen Unzulänglichkeiten nicht anders gewesen. Der Gedankenwelt Pestalozzis als des Wegbereiters einer neuen Pädagogik wird aber dadurch doch kein Abbruch getan, daß er organisatorische Fehlgriffe tat. So gilt es ebenso, den pädagogischen Idealismus Giesebrechts und der Männer, die ihn förderten,



Neues Schloß in Mirow (seit 1818 Seminar)



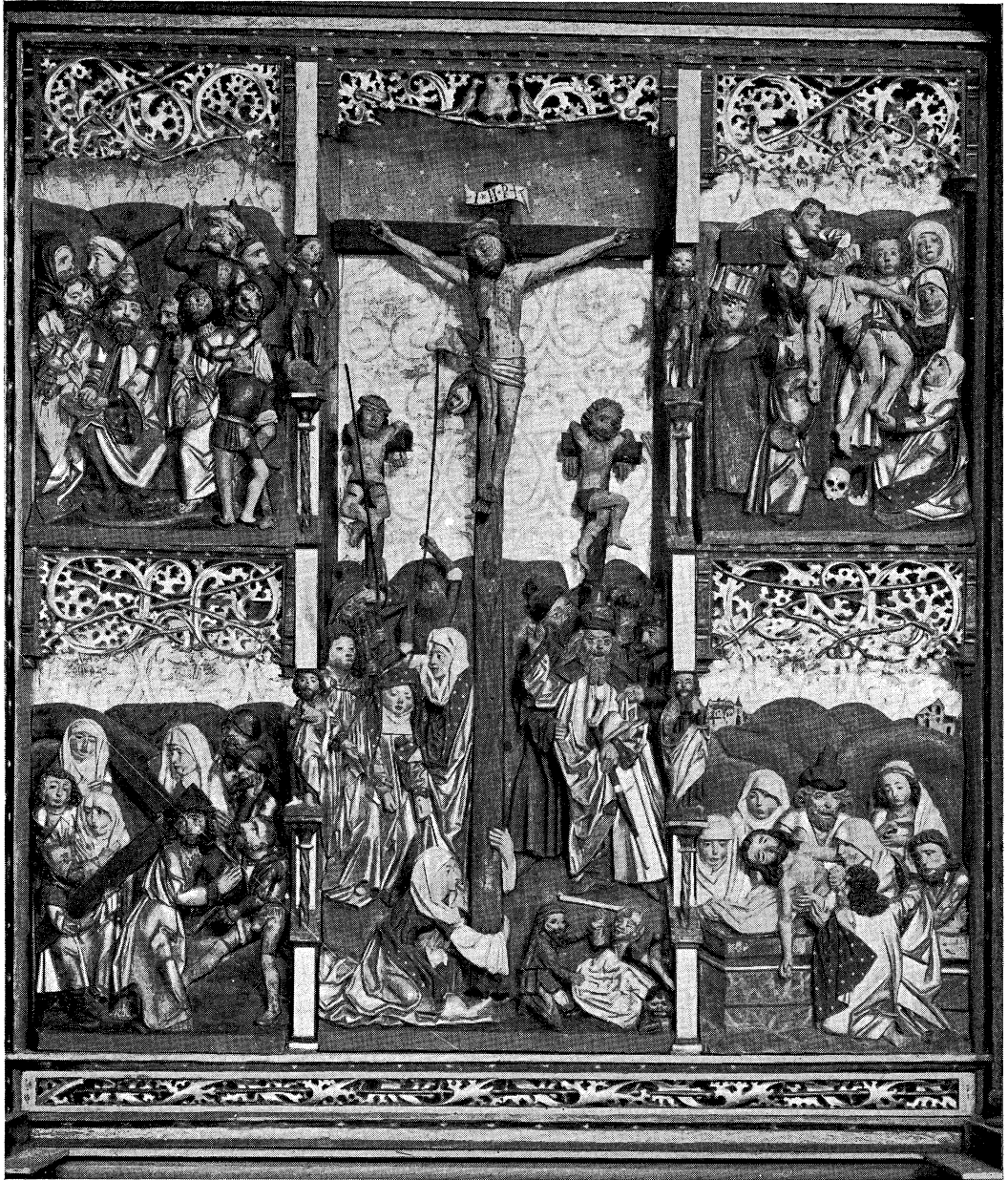
Abend am Mirower See

festzuhalten, auch wenn das Seminar, nicht zuletzt wegen mancherlei organisatorischer Mängel und Unzulänglichkeiten, in seiner ursprünglichen Gestalt nicht lange von Bestand geblieben ist. Pestalozzi, der die Doppelnatur seines Ich, des „Müdlings“ und des „Edlen“ in seiner Brust kannte, sagt von sich in den „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechtes“: „Wir meinten es beide gut, und wir irrten beide.“ Ebenso hätte Adolf Giesebrecht von sich sagen können, wenn er es in seiner Bescheidenheit gewagt hätte, sich neben den Meister zu stellen.

Mancherlei Einwände gegen die Mirower Anstalt liegen ja auf der Hand. Allen voran der, daß Jungen im Alter von 11–12 Jahren auf den Lehrerberuf festgelegt werden sollten. Sodann die Verbindung von Allgemeinbildung und Berufsbildung, die hier in noch ganz anderem Maße als an den übrigen Seminaren, gegen die dieser Vorwurf ja mit Recht immer wieder erhoben ist, den Unterricht bestimmte. Daß auch die Aufwendungen für eine solche Anstalt, in der die Zöglinge 8 Jahre lang aus staatlichen Mitteln alles erhielten, zu Bedenken Anlaß gab, ist verständlich.

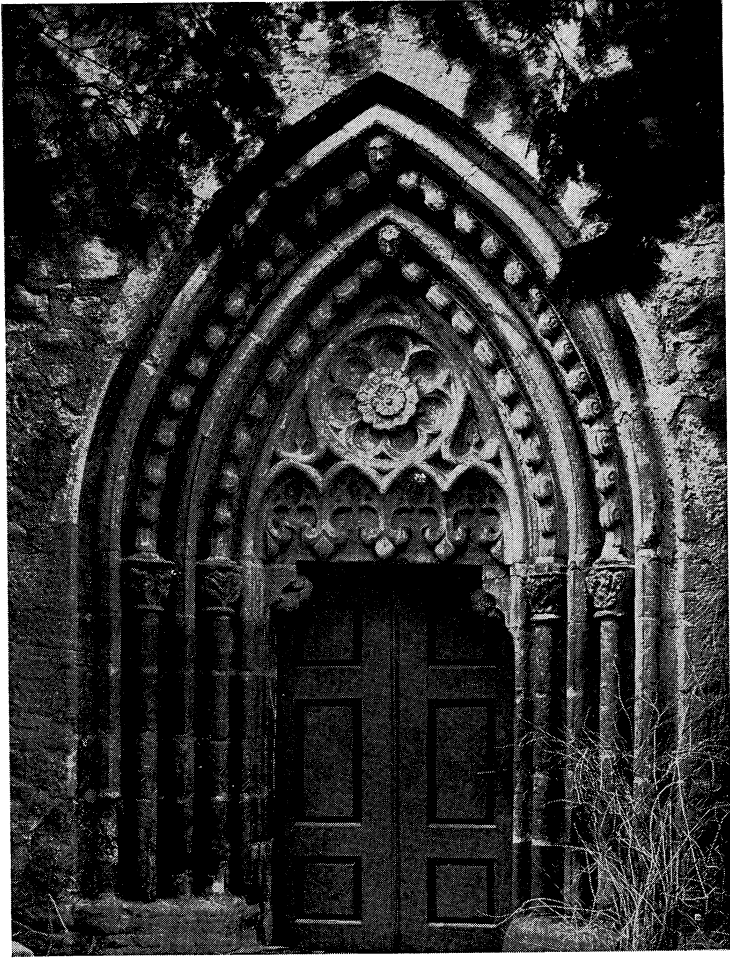
6. Der Abbau der Pestalozzischen Erziehungsgemeinschaft in Mirow

Giesebrecht ist nur bis 1826 in Mirow geblieben. Er trat dann in den preußischen Schuldienst und ist 1848 als Provinzialschulrat in Königsberg gestorben. Was ihn veranlaßte, um seine Entlassung aus dem Seminardienst in Mirow zu bitten, den er mit so großem Enthusiasmus übernommen hatte, war der Zwiespalt zwischen Erstrebtem und Erreichtem, eine Enttäuschung, die kaum einem Erzieher



Mittelschrein des Altars in Bischhausen (um 1500)

aus: „Der Landkreis Göttingen“ von Otto Fahlbusch



Kirchenportal in Deiderode

aus: „Der Landkreis Göttingen“ von Otto Fahlbusch

erspart bleibt, die aber dem feinfühligem, so überaus gewissenhaften Giesebrecht das Verbleiben in der Leitung der Anstalt verleidete. Die in keiner Erziehungsgemeinschaft ausbleibenden Unarten und kleinen Vergehen seiner Zöglinge schmerzten ihn aufs tiefste. Er trat ihnen mit dem ganzen Ernst seiner Persönlichkeit, aber auch mit körperlichen Strafen entgegen. Nicht anders suchte er, was pädagogisch nun ja freilich unverständlich ist, fehlende geistige Kräfte durch harte Zucht zu wecken und den geistig Trägen durch körperliche Strafen zur geistigen Lebendigkeit zu bringen. Dem durch seine erzieherischen Mißgriffe und Mißerfolge Niedergedrückten suchte sein Gönner v. Oertzen neue Arbeitsfreude zu geben. In einem Brief an Giesebrecht, den Beckström wiedergibt²⁵⁾, zeigt sich der Minister als einsichtsvoller Pädagoge, zugleich auch als väterlicher Freund Giesebrechts: „Ist kein Geist vorhanden“, so schreibt er, „so kann auch kein Geist frei werden; ist er aber da, warum wollen wir uns nicht unmittelbar an ihn wenden, ihn so stärken, daß er selbst des Leibes Herr werde . . . ? Treuer Eifer und Fleiß, von liebevoller Beobachtung und Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten begleitet, wird wahrlich und gewiß von Gott gesegnet werden und in der Zeit das hervorbringen, was wir wünschen und wollen, wenn sich auch nicht gerade in jedem Augenblick ein Facit ziehen oder der Fortschritt vor jegliches Auge stellen läßt, wie bei einem Haus- und Brückenbau. Dafür haben wir es mit den gottähnlichen Menschenseelen, also mit dem Unendlichen und Ewigen zu thun. Ihre Aufgabe, bester Giesebrecht, wenn Sie derselben mit freier Ergebung dienen, nicht selbige mit übermenschlicher Kraft und Sicherheit beherrschen wollen, ist herrlich!“ So kann nur einer schreiben, der mit neuhumanistischen Gedankengängen vertraut ist und die Sache der Erziehung ganz ernst nimmt. Wahrlich ein Staatsmann von seltener Weite des Blicks, der es verdient, daß man ihn seinen großen preußischen Kollegen W. v. Humboldt und v. Altenstein an die Seite stellt. Aber Giesebrecht ließ sich auch durch soviel Wohlwollen und väterlichen Rat nicht halten. Sein Abschiedsgesuch wurde bewilligt. Seine Verdienste um die Mirower Anstalt wurden dabei aber ausdrücklich anerkannt, so wie früher schon durch die Verleihung des Titels Professor.

Aus Giesebrechts Ideen war das Mirower Seminar entstanden und mit ihm verlor es die eigentliche tragende Kraft. Wenn wesentliche Änderungen nicht gleich nach seinem Fortgang vorgenommen wurden, sondern noch bis 1838 im großen und ganzen in alter Form weitergearbeitet wurde, so ist das wohl vornehmlich dem Interesse, das der Minister v. Oertzen nach wie vor der Anstalt zuwandte, zu danken. So lange er lebte, wurden keine, die Idee des Ganzen betreffenden, Änderungen vorgenommen. Als er aber 1837 starb, war das Ende der nach Pestalozzis Ideen aufgebauten kleinen Erziehungsgemeinde in Mirow gekommen.

Als Giesebrecht 1826 die Leitung des Seminars niederlegte, wurde als sein Nachfolger der Ballwitzer Pastorensohn Hermann Gerling bestimmt. Das war eine gute Wahl, wie sein langjähriges Wirken an der Anstalt gezeigt hat. Auch er wurde zunächst wie seinerzeit Giesebrecht auf eine pädagogische Reise geschickt. Aber nicht Ifferten mehr war das Ziel. Neuzeitliche Seminarpädagogik war jetzt vor allem bei Diesterweg und Harnisch zu lernen, beides „Pestalozzianer“, aber doch weithin andere Wege gehend als ihr Meister. Die einjährige Schulungsreise zur Vorbereitung auf das Amt, für das er in Aussicht genommen war, führte Gerling durch etwa 30 Seminare fast aller deutschen Länder und auch der Schweiz.

²⁵⁾ a. a. O. S. 94.

Ihr eigentliches Ziel aber war Weißenfels, wo Harnisch das Seminar zu einer vielbesuchten Musteranstalt gemacht hatte. Dort blieb Gerling etwa ein halbes Jahr. Harnisch, der Hauptvertreter der Pestalozzischen Rechten, wurde so weitgehend für die Wandlung des Mirower Seminars in der Folgezeit, so wie er auch die Entwicklung des benachbarten Ludwigsluster Seminars bestimmte.

Von den mancherlei Änderungen, die in Mirow in den Jahren nach dem Tode v. Oertzens vorgenommen wurden, kann hier nicht die Rede sein, sondern nur von der Aufgabe des Kernstücks des Seminars im Sinne Pestalozzis, der familienhaften Erziehungsgemeinschaft. Diese hing ja an der frühzeitigen Aufnahme der Zöglinge, und um diese geht es in den folgenden Jahren. „Die Feststellung des achtjährigen Aufenthalts im Seminar“, so heißt es in einem Bericht des Konsistoriums vom 17. 12. 1837²⁶⁾, „beruhte auf der Ansicht, daß man Knaben von 10 bis 12 Jahren aufnehmen müsse, von denen in der Regel anzunehmen sei, sie würden noch von bösen Einflüssen frei und moralisch wie didaktisch noch unverdorben sein. Aber die Erfahrung hat das Unhaltbare dieser Ansicht aufgedeckt. Die Absicht ist nicht zu erreichen, falls man das Alter der Aufzunehmenden nicht etwa bis aufs sechste Jahr zurückstellen will“. Vorgeschlagen wird angesichts dieser Unmöglichkeit die Aufnahme im Alter von 14 bis 16 Jahren zu fünfjährigem Seminarbesuch. Gleichzeitig wurde in Aussicht genommen, daß jeder Zögling für Kleidung und Schulbücher selbst sorgen soll. Dem Antrag wurde von der Regierung stattgegeben. Oertzen hätte sicher widersprochen, denn damit wurde die ursprüngliche Seminaridee in ihrem Herzstück getroffen.

Die durchgreifende Änderung aber, die das Mirower Seminar erst ganz zu dem machte, was die Seminare in anderen deutschen Ländern waren, erfolgte 1854, in dem Jahr, das auch für die preußische Lehrerbildung den entscheidenden Einschnitt bildet. In diesem Jahr kam es in Preußen in Auswirkung der Reaktion nach 1848, für dessen Ereignisse man in erster Linie die Seminare verantwortlich machte, zu der umfassenden inneren Reform der Seminare, die an die „Stiehlschen Regulative“ geknüpft ist. In dem Sturmjahr war es in Mirow zu keiner Unordnung gekommen, auch zu keiner Petition an die Regierung wie in Ludwigslust, aber trotzdem ließ sich das Konsistorium 1849 einen eingehenden Bericht über die Anstalt von Gerling erstatten. Mit einer Änderung der Anstaltsordnung wurde daraufhin bald der Anfang gemacht in derselben Richtung wie in den preußischen Seminaren. Der wissenschaftliche Unterricht sowie der Turnunterricht wurden erheblich verkürzt zu Gunsten des Unterrichts in Gartenbau, Bienen- und Seidenraupenzucht. Aber der entscheidende Eingriff war die Änderung des Aufnahmealters. Das Konsistorium empfahl die Aufnahme von jungen Leuten im Alter von 20 – 26 Jahren. Der Seminarkursus sollte für sie dann, wie Gerling vorschlug, drei Jahre dauern. An dem Gemeinschaftsleben in einem Internat sollte, obwohl die Regierung um der Kostenfrage willen Bedenken hatte, festgehalten werden. Aber eine Erziehungsgemeinschaft im Sinne Pestalozzis konnte das Seminar nun nicht mehr sein, durfte es auch nicht mehr sein, denn Pestalozzi stand jetzt als „Demokrat“ gering im Kurs.

Zu Ostern 1854 wurden fünf Zöglinge, darunter drei Handwerker im Alter von 24 Jahren, aufgenommen. Das war das Ende des alten Seminars in Mirow. Von da ab verläuft sein Weg wie der anderer Seminare in deutschen Ländern. Seine besondere Form war dahin. Das alles war sicher berechtigt und verständlich. Ein kleines Land wie Mecklenburg-Strelitz konnte in einer so wichtigen Frage

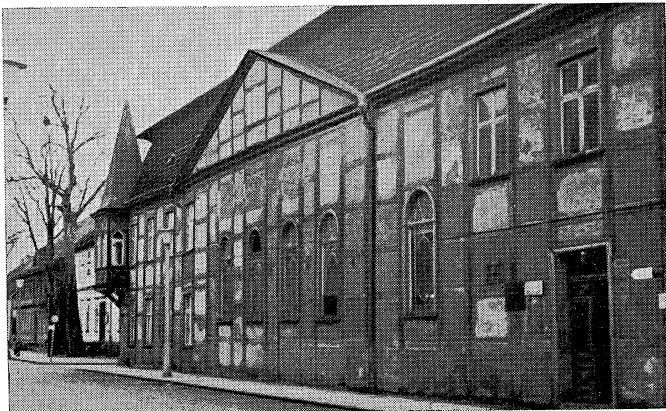
²⁶⁾ Beckström, a. a. O. S. 121.

keine andern Wege gehen wie seine größeren Nachbarn. Aber es gebührt doch, als ein Ruhmesblatt in der inneren Geschichte des Landes festgehalten zu werden, daß es in den Jahren nach der deutschen Erhebung, an der der Herzog Carl mit seinem Strelitzer Volk so lebhaften Anteil genommen hatte, bei dem Aufbau einer Lehrerbildung so zielgerichtet den Ideen des großen Schweizer Menschenfreundes Platz gab.

Dörchläuchtings Komödienhaus

In der Pfaffenstraße in Neubrandenburg steht ein stattliches Gebäude aus der Rokokozeit, das wir im Bilde vor uns sehen. Es ist das Komödienhaus Dörchläuchtings, über das, soviel wir wissen, noch nirgends berichtet ist. Obwohl ich ein halbes Jahr am Neubrandenburger Gymnasium tätig war, habe ich niemals etwas von der Existenz dieses historischen Hauses gehört und gesehen. Erst die Nachforschungen nach dem Leben des Obersten Christian von Bonin, den uns Dr. Paul Steinmann in seiner Chronik als Führer des mecklenbg.-strelitzschen Bataillons im Rußlandfeldzug 1812 vor Augen führte, und den wir auch als Intendanten des Neustrelitzer Theaters und als Dichter kurz kennen lernten, hat uns auf die Spur dieses Hauses gebracht. Irmgard Unger-Brückner verdanken wir nicht nur das Foto, sondern auch nähere Angaben.

Die fünf hohen Fenster, die wir vor uns sehen, gehören zu dem Theatersaal, in dem sich auch eine Galerie befand (vielleicht noch befindet?). Das Haus wurde im Jahre 1780 errichtet und die alte Pfaffenstraße in Komödienstraße umbenannt. Später wurde sie wieder in die Pfaffenstraße verwandelt, und dieser Name ist ihr bisher geblieben. Das einst so distinguierte und, wie man sehen kann, gut proportionierte Theater diente später verschiedenen Zwecken, was sich aus den Plaketten am Eingang erkennen läßt. Heute befindet sich im Saale eine Vulkanisieranstalt. Sic transit gloria mundi!



Das Rokokothheater ist nach dem furchtbaren, den Kern der Stadt in Schutt und Asche legenden Brand im Jahre 1945 als einziges Bauwerk Dörchläuchtings in Neubrandenburg erhalten geblieben. In ihm hat unser oben genannter Intendant und Oberst von Bonin zur Erweiterung des Herzogs und der Einwohner der Stadt seine Komödien aufführen lassen. — Um das Jahr 1900 gehörte das Gebäude, das einen herrlichen Garten besaß, dem Medizinalrat Dr. Merker, also einem Kollegen des manchem Neubrandenburger noch bekannten Medizinalrats Dr. Brückner. Damals hat Haus und Garten manch frohen Tag erlebt. Die Neubrandenburger, das ist ja bekannt, verstanden es, Feste zu feiern. Theater, Festessen, Tanz, Spiele, Alter und Jugend in frohem Kreis — und auf der Galerie die Musikanten — sah einst dieser historische Saal! Aber das ist nun alles lange her.

P.

Zwei Briefe von Thomas Mann an Dr. Friedrich Rosenthal*)

1550 San Remo Drive, Pacific Palisades California, 5. Mai 1952

Lieber Herr Doktor,

wie zur Zeit des „Faustus“ möchte ich Sie wieder einmal um eine medizinische Information bitten.

Es handelt sich um den Gebärmutterkrebs. Eine Frau, Dame der Gesellschaft, etwa 50 Jahre alt, der es schon „nicht mehr nach der Weiber Weise geht“, verliebt sich leidenschaftlich in den jungen Hauslehrer ihres Sohnes. In dieser seelischen Verfassung, der im Widerspruch steht zu ihrem physiologischen Spät-Zustand, tritt, nach schon Monate langem Stillstand, eine Blutung ein (es können auch mehrere in den gewohnten Abständen sein), und das Vorkommnis beglückt sie außerordentlich, macht auch ihr Verhalten dem jungen Menschen gegenüber viel kühner, weil sie es als eine Art von Liebeswunder, als Wiederbelebung ihres physischen Weibtums durch das Psychische, das Gefühl versteht. Statt dessen stellt sich heraus, daß die Blutung von einem fortgeschrittenen Krebs der Gebärmutter herrührt, und daß der vermeintliche neue Frühling ein grausamer Betrug der Natur, nämlich der Tod war.

Die Geschichte hat sich wirklich ereignet. Ob noch eine Operation vorgenommen wurde oder ob es zu spät für sie war, weiß ich nicht. Jedenfalls starb die Frau. — In welchem Stadium der Krebs-Entwicklung (die ja bekanntlich an der Gebärmutter unmerklich, ohne Schmerzsignal vor sich geht) mag eine solche, mit erneuter Menstruation verwechselbare Blutung eintreten? Wahrscheinlich doch in einem sehr vorgeschrittenen? Worin besteht die Operation, wenn man sie noch vornimmt? Im Herausnehmen des ganzen Uterus? Und warum kann sie, wenn das erkrankte Organ entfernt ist, nicht lebenserhaltend wirken? — Woran überhaupt erkennt der Arzt — oft zu spät — das Vorhandensein von Gebärmutterkrebs? Ist die Blutung nach dem schon erfolgten Stillstand der geschlechtlichen Funktionen ein untrügliches Zeichen dafür — und zugleich für die hoffnungslose Fortgeschrittenheit der Krankheit? — Welches ist der Zeitraum, in dem ein Karzinom sich von den ersten Anfängen bis zur Nicht-mehr-Operierbarkeit entwickelt? — Der Uterus selbst ist unempfindlich; aber macht sich die Krebs-erkrankung nicht sonst, im Allgemeinbefinden, durch Körperverfall etc. bemerkbar oder vermutbar? Wie kommt es, daß sie oft so spät erkannt wird?

Rein physiologisch gefragt: Wie verhält sich die Menstruation während des Klimakteriums, bis zum endgültigen Erlöschen der Gebärfähigkeit? Wird sie allmählich unregelmäßig oder geringer, bis sie ganz ausbleibt?

*) Die Erbegemeinschaft Thomas Mann, vertreten durch Frau Erika Mann in Zürich, hat ausnahmsweise und einmalig eine Veröffentlichung von Thomas Mann-Briefen nur für das „Carolinum, Blätter für Kultur und Heimat“, Göttingen, freigegeben. Jedwede Weiterverbreitung ist auf das strickteste verboten, da diese und andere Briefe im zweiten Band der gesammelten Thomas Mann-Briefe im S. Fischer Verlag veröffentlicht werden. — Wir sprechen der Erbegemeinschaft Thomas Mann unseren herzlichen Dank für die Erlaubnis zur Veröffentlichung aus.

Die Schr.

THOMAS MANN

1550 SAN REMO DRIVE
PACIFIC PALISADES, CALIFORNIA

19. Mai 1952

Lieber Herr Dr. Buschke,
recht vielen Dank für Ihre erhellenden Be-
merkungen!

Ihr allem: Es handelt sich um keinen So-
man, sondern um eine knappe Kurzgeschichte,
die diesen Fall grausamen Naturbetrugs fast
anekdotisch erzählt. Erzählt wird sie jetzt und
spielt zwischen den Kriegen, im den zwanziger
Jahren, im Rheinland, sagen wir: im Elsass.
Die Frau, von rheinischem Temperament, ver-
witwet seit 11 Jahren, ist besonders naturalie-
rend. Was den Zeitraum der Handlung betrafte,
so - wünschte ich ihn mir recht zu ^{erweitern} ~~ausdehnen~~, so
dass die Erkenntnis der wahren Ursache der Blu-
tung, der die Arme für ein durchs Psychische,
durch die Liebe hebelgeführtes Naturwunder hält, mög-
lichst bald auf ihre stolze Eichebung folgt. Auch
dass die Schein-Genustation schon der Fickere
einem weit, bis zur Kopfanpligkeit vorgebracht.

Ich will hoffen, daß Ihnen die Beantwortung dieser Fragerei nicht zuviel Mühe macht. Suchen Sie sich eine Stunde dafür aus, die sonst zu nichts nutze ist!

Mit den verbindlichsten Grüßen

Ihr ergebener

Thomas Mann.

1550 San Remo Drive, Pacific Palisades California, 13. Mai 1952

Lieber Herr Dr. Rosenthal,
recht vielen Dank für Ihre rührenden Bemühungen!

Vor allem: Es handelt sich um keinen Roman, sondern um eine knappe Kurzgeschichte, die diesen Fall grausamen Naturbetrugs fast anekdotisch erzählt. Erzählt wird sie jetzt und spielt zwischen den Kriegen, in den zwanziger Jahren, im Rheinland, sagen wir: in Düsseldorf. Die Frau, von rheinischem Temperament, verwitwet seit elf Jahren, ist besonders naturliebend. Was den Zeitraum der Handlung betrifft, so wünschte ich ihn mir nicht zu ausgedehnt, sondern so, daß die Erkenntnis der wahren Ursache der Blutung, die die Arme für ein durchs Psychische, durch die Liebe herbeigeführtes Naturwunder hält, möglichst bald auf ihre stolze Erhebung folgt. Nicht, daß die Schein-Menstruation schon das Zeichen einer weit, bis zur Hoffnungslosigkeit vorgeschrittenen Erkrankung ist. Das sind erzählerische Wünschbarkeiten. Sie müssen sich natürlich ins medizinisch Mögliche fügen.

Die laienhafte Überlieferung, wie sie mir zukam, spricht von einem Gebärmutter-Krebs. Aber das ganze Bild deutet ja viel mehr, im Sinn Ihrer Ausführungen, auf ein von den Eierstöcken ausgehendes Karzinom, das ja immerhin schon auf die Gebärmutter übergegriffen haben kann. Auf keinen Fall hatte ich die Absicht, das Psychische vom Somatisch-Pathologischen getrennt zu halten. Die Frau selbst tut das nicht. In meinen vorläufigen Aufzeichnungen zur Sache steht: „Das Gefühlswunder wird (für sie) zum physiologischen Wunder. Sie ist wieder Weib, wieder empfängnisfähig, wieder „potent“, der Jugend des Geliebten trotz grauen Haaren wieder physisch würdig, braucht vor ihr nicht mehr die Augen niederzuschlagen. Das physiologische Wunder (für sie) das Produkt des seelisch-sinnlichen, der Liebe. Die Natur läßt das Psychische über das Physische siegen. Kraft des Psychischen belebt sie das schon entschlafene Physische wieder, stellt die weiblichen Funktionen wieder her, macht die Ausgeschiedene auch körperlich wieder zum Vollmenschen. Ihr Liebesmut schwillt. . . . Aber denkbar, daß ihre ekstatische Leidenschaft, ihre Liebe, die durch die Person des Geliebten nicht gerade sehr gerechtfertigt ist, ein Effekt der Reizung durch das erkrankte Organ war. Es hätte also nicht das Seelische einen Triumph über das Physische gefeiert, sondern das Pathologisch-Physische einen trügerischen Seelenfrühling erregt. Das neue Leben war in Wahrheit der Tod.“

Sie sehen: Mit dem dilettantischen Wort „Reizung“ habe ich alles vorweggenommen, was Sie mir über Hyperestrogenismus etc. eröffnen.

Übrigens grollt die Frau der Natur nicht lange wegen ihres dämonischen Streiches. Der Tod ist ja ein großes Mittel natürlichen Lebens, und wenn er für sie, täuschend, die Form der Verjüngung, der Auferstehung annahm, sich in Liebe, Leidenschaft, sinnliche Beseligung kleidete, so ist das auch wieder eine große

Gnade, und sie scheidet vom Leben, versöhnt mit der Natur, die sie immer geliebt, und die ihr — so will sie es schließlich sehen — Liebe erwiesen hat. — Schluß.

Also: nichts von Dualismus, getrennten Ereignissen und zufällig intervenirendem Gebärmutterkrebs! Zweifellos handelt es sich um ein primäres Eierstockkarzinom. Alles spricht dafür. Wenn Sie also Ihre Güte voll machen und mir die paar noch offenen Fragen beantworten wollen, so tun Sie es auf dieser Grundlage!

Ihr
Thomas Mann.

Albrecht Haushofer

Am 7. Januar wäre Albrecht Haushofer sechzig Jahre alt geworden. Er war einer der hoffnungsvollen jungen Forscher seiner Generation. Von seinem Vater hatte er das nahe innere Verhältnis zur Geopolitik übernommen und leitete in Berlin an der Hochschule für Politik das Geopolitische Seminar. Er war wie viele begabte junge Menschen ein Anhänger des Nationalsozialismus, zu seinen Freunden zählte Rudolf Heß. Als er begriff, daß der Idealismus seiner Generation und seine Wissenschaft mißbraucht wurden, wandte er sich von Hitler ab und wurde einer seiner entschlossensten Gegner. Zusammen mit seinem Freunde Popitz arbeitete er Pläne für eine Staatsreform nach einem Sturze Hitlers aus. Die Geheime Staatspolizei spürte ihn auf, am 23. April 1945 wurde er ohne Urteil durch einen Genickschuß ermordet.

Haushofer hat auch Dramen und Gedichte geschrieben. Im Gefängnis entstanden seine „Moabiter Sonette“, von denen wir eines der erschütterndsten abdrucken.

Schuld

Ich trage leicht an dem, was das Gericht
mir Schuld benennen wird: an Plan und Sorgen.
Verbrecher wär' ich, hätt' ich für das Morgen
des Volkes nicht geplant aus eigener Pflicht.

Doch schuldig bin ich anders, als ihr denkt,
ich mußte früher meine Pflicht erkennen,
ich mußte schärfer Unheil Unheil nennen —
mein Urteil hab' ich viel zu lang gelenkt . . .

Ich klage mich in meinem Herzen an:
ich habe mein Gewissen lang betrogen,
ich hab' mich selbst und andere belogen —
ich kannte früh des Jammers ganze Bahn —
ich hab' gewarnt — nicht hart genug und klar!
Und heute weiß ich, was ich schuldig war . . .

(Die Welt, 7/1. 63)

Der Herausgeber des „Carolinum“ hat Professor Haushofer, dessen „Zeitschrift für Geopolitik“ weithin bekannt und in den Bibliotheken der Seminare und Gymnasien zu finden war, im Frühjahr 1940 vor Hunderten von Offizieren in Stettin über das Englische Commonwealth sprechen hören und war erschüttert, mit welcher Offenheit der Redner die schweren Gefahren aufwies, die darin lägen, daß die deutsche Welt sich der im Englischen Commonwealth verborgenen Macht nicht genügend bewußt sei, einer Macht, die zu einem großen Teil im Ungreifbaren, im Unwägbaren läge. — Das war Bekennermut. Haushofer mußte befürchten, von den anwesenden hohen Funktionären der Partei sofort oder in der Folge der Verhaftung zugeführt werden. — Ehre dem Andenken dieses deutschen Mannes!

Die Schriftleitung

Alexander Puschkín

In der Nacht vor dem Zweikampf

(aus Eugen Onegin)

Wohin, wohin bist du entschwunden,
du meines Frühlings gold'ne Zeit?
Was hat, vom Dunkel noch gebunden,
der neue Tag für mich bereit?
Vergebens birgt er sich in Nacht,
des Schicksals Gang ist längst bedacht.

Werd ich, vom Pfeil durchbohret, fallen,
wird er an mir vorüberfliehn?
Gnade ist alles, und uns allen
die vorbestimmte Stunde schien.
Gesegnet sei der Sorge Tag,
gesegnet Tod und Ungemach!

Der Morgenröte Strahl wird leuchten
und spielen wird der helle Tag,
doch ich – vielleicht – schreit in den feuchten
geheimnisvollen Todeshag,
und meiner Dichtung junger Ruhm
versinkt, der Lethe Eigentum.

Die Welt vergißt mich, aber du,
kommst du in meine stille Ruh
zu weinen an der frühen Gruft,
zu denken in der Blumen Duft:
Mich liebte er, sein junges Leben
hat er im Rausch für mich gegeben.
Herzliebster Freund, ersehnter Freund,
sei mir als Gatte du vereint!

(Aus dem Russischen von G. H.)

„Thomas Becket und Heinrich II von England“ bei Anouilh und anderen

Von Lisa Haenisch geb. Rieck

Angeregt durch unzählige, immer begeistert aufgenommene, prachtvolle Aufführungen von Anouilh's „Becket oder die Ehre Gottes“ im Berliner Schiller-Theater, behandelten wir im hiesigen Deutsch-Evangelischen Frauenbund in einer Arbeitsgemeinschaft die Gestalten Becket's und Heinrich's, und wie sie von vier Schriftstellern verschieden gesehen werden. Diese Arbeit möchte ich hier auswerten.

Zugrunde legten wir C. F. Meyer's Roman „Der Heilige“, an dem will ich auch hier kurz den Gang der Handlung darstellen. Es ist eine Rahmenerzählung, nämlich Hans der Armbrüster, der Bogner König Heinrich's II. (1133 – 1189), – dessen Begleiter und Bote er auf guten und bösen Wegen gewesen, – erzählt seine Erlebnisse.

Er schildert den rätselvollen Thomas Becket (1118 – 1170), den Sohn eines reichen sächsischen Kaufmanns und einer sarazenischen Prinzessin, der nach weiten Reisen und nach Empfang der ersten geistlichen Weihe durch den Bischof von London dem König empfohlen wird. Dieser macht ihn, obgleich Becket dem verachteten sächsischen Volksteil angehört, gegen den Willen seiner normannischen Barone zu seinem Kanzler und Lordsiegelbewahrer, der täglich um ihn ist und infolge seiner überragenden Klugheit allmählich die gesamte englische Politik leitet. Der König, 15 Jahre jünger als der Kanzler, liebt ihn und vertraut ihm die Erziehung seiner Söhne an. Königin Ellinor (1122 – 1204) haßt den Kanzler, weil er ihr untreues, verräterisches Wesen durchschaut. Sie war vorher mit Ludwig VII. (1120 – 1180) von Frankreich verheiratet gewesen, wegen ihrer Untreue aber von ihm geschieden. Ihrem zweiten Gemahl, eben Heinrich II. von England, hatte sie ihre Erbländer, Aquitanien und Poitou, zugebracht, so daß der ganze Westen und Norden Frankreichs damals zu England gehörte, dessen Macht damit viel größer war als die des Königreiches Frankreich.

Heinrich, mit seiner Frau dauernd im Streit, treibt Liebeshändel und wird von ihr deshalb überall bespitzelt. Oft finden seine Liebesabenteuer ein schlimmes Ende: Ermordung der Geliebten durch Spitzel der Königin. Als er, nur vom Bogner begleitet, einstmals auf einem Ritt von einem schweren Gewitter überrascht wird, findet er mitten im Wald versteckt ein Schloßchen in maurischem Stil und sucht dort Unterkunft. Der Stil des Schloßchens läßt ihn erraten, daß es dem Kanzler gehört. Er hält das entzückende, kaum 15jährige Persönchen, das er vorfindet, für eine heimliche Geliebte des tugend samen Kanzlers und verführt bedenkenlos das junge Geschöpf, das ihm als dem König ängstlich aber willig Gehorsam leistet. Königin Ellinors Späher kundschaften seine häufigen heimlichen Ritte dorthin aus und werden beauftragt, das Liebesnest auszuheben. Der Kanzler, durch irgendetwas beunruhigt, legt Bewaffnete in sein Schloßchen zum Schutz seiner Tochter, denn um seine Tochter aus einer frühen Ehe in Spanien handelt sich's, deren Mutter kurz nach der Geburt gestorben ist. Durch

Verwirrung der Fronten wird Gracia, als der Bogner sie für seinen König retten will, auf der Flucht erschossen. Heinrich geht tief erschüttert nach Nordfrankreich. Thomas ist völlig zerschmettert. Aber kommt Rache an seinem König in Frage? Nein. Er bleibt in England und leitet weiter als Kanzler die Regierung. Heinrich vertraut trotz allem der Treue und Weisheit seines Kanzlers und hält das Ganze mehr für ein trauriges Versehen, denn für eine Freveltat. Als dann Thomas mit den jungen Königssöhnen, die sehr an ihm hängen, zum König nach Frankreich kommt und dem Vater die weitere Erziehung der Söhne auf sagt, geht der König nur höchst unwillig darauf ein. Die schlimmen Folgen zeigen sich schnell: Es wächst Hader zwischen den Brüdern und Aufruhr gegen den Vater.

Als Ludwig VII. versucht, Becket für Frankreich zu gewinnen, lacht Heinrich nur und spottet: „Geh nur hin und verhandle! Ich weiß, du kehrst zu mir zurück.“ Becket aber sagt warnend: „Gib mich nie aus deiner Hand in die Hand eines Herrn, der mächtiger wäre als du!“

Heinrich, obgleich selbst oft voll Willkür lebend, ringt in seinem Reich mit allen Kräften um Ordnung. Er hat einen schweren Stand gegen seine herrischen Barone und gegen die durch Gesetze Wilhelms des Eroberers übermächtige Geistlichkeit. Als nun der Primas von Canterbury stirbt, erscheint es ihm daher als ein großer Wurf, seinen Freund Becket zum Erzbischof zu machen. Er hofft, dadurch Staatsmacht und geistliche Macht in England in Gleichschritt zu bringen. Erschreckt lehnt Thomas ab und sagt warnend: „Wenn ich nun durch ein Wunder zu einem wahren Bischof würde?!“ Der König aber hört nur auf seine eigenen Gedanken: „Ich brauche dich, Thomas, ich erhebe dich so hoch ich will. Gehorche!“

Der Hofmann Thomas Becket wird zum Erzbischof von Canterbury gekrönt, nach den Krönungsfeierlichkeiten aber legt er seine vornehme Kleidung ab, trägt eine rauhe Kutte, verkauft alle seine Kostbarkeiten zugunsten der Kirche, läßt die Armen und Elenden, die unterdrückten Sachsen, zu Tisch und wird deren Abgott. Dem König gibt er das Staatssiegel zurück und sagt ihm die Kanzlerschaft auf. Der König, zunächst alles noch für Schauspielerei haltend, dann aber erkennend, daß es bittere Wahrheit ist, und daß der Erzbischof Thomas nicht mehr sein weltlicher Staatsmann ist, wendet sich in Wut und schwerer Enttäuschung von ihm ab. Die Herzen finden sich nicht mehr, aus gestorbener Liebe wächst blasse Feindschaft. Auch die Wut der Barone wächst, weil ihnen viele leib-eigene Sachsen entlaufen und in den Klöstern Schutz finden. Das Normannengericht klagt den Erzbischof wegen Reichsverrates an und verbannt ihn. Becket flieht nach Frankreich, wo er unter König Ludwigs Schutz in Klöstern versteckt bleibt. Der ängstliche Papst läßt sich bald von der einen, bald von der anderen Seite bestechen, ohne Hals zu geben. König Heinrich glaubt einen Trumpf gegen Thomas auszuspielen, indem er seinen ältesten Sohn durch den Bischof von York vorzeitig zum Mitregenten krönen läßt, obgleich eine Königskrönung nur dem Erzbischof zusteht. Der Erfolg ist, daß alle Königssöhne rebellieren und daß Thomas gegen den Bischof von York den Bannstrahl schleudert. Richard Löwenherz, der dritte Sohn des Königs, der den Kanzler immer noch liebt, versucht Vermittlung durch ein Treffen der beiden einstigen Freunde. Als aber bei dem

Treffen Thomas vor dem Friedenskuß zurückschauert, verbietet ihm der König, England wieder zu betreten. Der enttäuschte Richard Löwenherz trennt sich vom Vater. So ist alles zerbrochen, und als Thomas heimlich nach England zurückkehrt in sein Erzbistum, gerät der König von Sinnen und schreit: „Ist denn kein Normanne da, der mir diesen Verräter vom Halse schafft!“ Vier normannische Barone erschlagen Thomas Becket an den Stufen seines Altars in Canterbury. Heinrich läßt, von Gewissensbissen gequält, dem ermordeten Erzbischof ein Grabmal im Dom setzen, eine Marmorplatte mit Thomas' Gestalt. Er betet und geißelt sich am Grabe dieses neuen Heiligen, gewinnt dadurch die Herzen den Sachsen und hofft auf Befriedung seines Landes, aber durch Rebellion seiner Söhne bricht alles zusammen.

Was hat nun Anouilh aus diesem Stoff gemacht? Ein sprühend lebendiges Drama, „Becket oder die Ehre Gottes“, das von Anfang bis zu Ende den Zuschauer mitreißt. Auf die historische Genauigkeit kommt es Anouilh nicht übermäßig an, er sagt selbst, daß er die Personen so geformt habe, wie er sie brauchte, um das Verhältnis der beiden Hauptfiguren zu einander klarzulegen. Daß dabei die Königinnen in den Schatten geraten, ja nicht einmal Namen bekommen, obgleich beide, — die Königinmutter Mathilde und die Königin Eleanor, — recht eigenwillige, bedeutsame Persönlichkeiten waren, spielt für ihn keine Rolle. Bei ihm ist Becket zunächst der glatte, gelassene, immer lächelnde Höfling, der Freund, der alles mit dem König gemeinsam unternimmt, Jagd, Turnier, Liebeshändel, Staatsakte, Kriegsfahrten, und der in allem voranschreitet, des Königs Vorbild ist. Der König aber ist lebenshungrig, zärtlich, leicht aufbrausend, selbstherrlich, völlig auf seinen Kanzler eingeschworen. Sie gehen miteinander durch Dick und Dünn, auch durch manche trübe Pfütze. Ähnlich wie bei C. F. Meyer bringt auch Anouilh eine kurze Frauentragödie hinein; hier nimmt Heinrich dem Freunde die Geliebte weg, Gwendoline. Beide Frauengestalten, Gracia und Gwendoline, sind frei erfunden, sie sind aber auch nur zur Untermalung des Bruches da, der eigentliche Riß erfolgt beidemale durch die Ernennung Becketts zum Erzbischof. Wie hat Anouilh die Wandlung des Thomas verständlich zu machen versucht? Als der König ihn fragt: „Hast Du Gwendoline geliebt? Liebst Du mich? — Ach, Du liebst gar nichts!“, da antwortet Thomas: „Eines liebe ich bestimmt: das, was getan werden muß, gründlich zu tun.“ Und so entwickelt er sich, als der König ihn zum Erzbischof gemacht hat, zu einem gründlichen, vollendet vorbildlichen Erzbischof. „Unantastbar bleibt allein die Ehre Gottes.“ Hier sieht er seine Aufgabe. Für diese Ehre lebt er und stirbt er.

Völlig anders geartet ist das Versdrama „Mord im Dom“ von dem Amerikaner T. S. Eliot, das Rudolf Alexander Schröder in wunderbares Deutsch übertragen hat. Die Verssprache und die die Handlung begleitenden Chöre heben es auf eine ganz andere Ebene. Wäre es Musik, möchte ich's ein Oratorium nennen im Vergleich zur Oper. Es ist feierlich, imposant. Es beginnt mit Becketts Rückkehr in seinen erzbischöflichen Dom in Canterbury und endet mit seiner Ermordung. Handelnde Personen sind nur: der Erzbischof, einige Priester und vier Gestalten, die als Versucher bezeichnet werden, und später die vier Ritter, die ihn ermorden. Die Versucher sind wohl als Stimmen seiner Gedanken und Über-

legungen gedacht. Der erste will ihn versuchen, zu fröhlicher, unbeschwerter Freundschaft mit dem König zurückzukehren; doch Thomas sagt: „Nimmer kehrt im Leben des Mannes dieselbe Zeit zurück.“ Der zweite will ihn zu neuer Staatsmacht verlocken, indem er ihm edles Tun vorgaukelt: „Die Großen setz' herab, des Armen schon! Gibt's höheres Menschenwerk nächst Gottes Thron?“ Thomas aber hält dagegen: „Ich, der Schlüsselhalter von Höll' und Himmel in England, ließ mich gelüsten nach minderer Macht? Nein!“ Der dritte Versucher, der ihn zum Bündnis mit den Baronen gegen den König aufreizt, wird verächtlich abgewiesen. Am schwerwiegendsten aber ist die vierte Versuchung: „Doch, Thomas, denk der Glorie nach dem Tod. Heiliger und Märtyrer herrscht aus der Gruft!“ Tieftraurig ruft Thomas: „Winkt meiner kranken Seel' kein Weg, der nicht zur Verdammnis im Hochmut führt?“ In seiner Weihnachtspredigt bekennt er dann: „Der rechte Märtyrer ist jemand, der seinen eigenen Willen an Gottes Willen verloren hat, der nichts für sich wünscht, nicht einmal den Ruhm, ein Blutzeuge zu sein.“ Und so stirbt er unter den Schwertern der vier Ritter.

Und nun noch ein viertes Werk, „König Kurzrock“, ein Drama des Engländers Chr. Fry. Offensichtlich hat dieser in den Werken des Schweizers, des Franzosen und des Amerikaners seinen König als stiefmütterlich behandelt empfunden neben dem rätselhaften Erzbischof. So stellt er ihn in die Mitte, diesen König, den die Historiker nächst dem Kaiser als den größten König seines Zeitalters gelten lassen. Fry arbeitet, abgesehen von wenigen Änderungen aus dramatischen Gründen, völlig geschichtstreu. Er stellt Becket als Normannen dar, als einen keuschen, zielbewußten Staatsmann, den König als einen Mann voller Widersprüche: einerseits schlicht – daneben königlich; abergläubisch und lästerlich – daneben gottesfürchtig; ausschweifend und jähzornig – daneben liebevoll und geduldig. Fry stellt die Königin Eleanor mit ihren guten und ihren schlechten Eigenschaften an die ihr gebührende wichtige Stelle. Diese Herrin ihres Minnehofes in Poitou, Mittelpunkt des Minnegesangs, hat dem König, dem sie anfangs durchaus zusetzen war, nicht geholfen, die Schwächen seines Charakters zu überwinden, hat ihn seinem Trotz und seiner Vereinsamung überlassen. Sie schürt dann die Rebellion ihrer Söhne und wird dadurch mitschuldig am späteren Zusammenbruch des englischen Reiches. Der König kämpft um Recht und Ordnung in seinem Land, er ist unermüdlich unterwegs, um überall nach dem Rechten zu sehen, damit niemandem Unrecht geschehe. Als Becket als Erzbischof sich gegen ihn stellt und geistliches Recht über weltliches Recht setzt, gerät der König außer sich, und so kommt es zur Ermordung des Erzbischofs. Ohne seinen einstigen Freund und Berater geht es bergab mit dem König. Richard Löwenherz, nach dem Tode der älteren Brüder nun Thronfolger, verbündet sich mit dem jungen König Philipp von Frankreich gegen seinen eigenen Vater, der seinerseits seinen jüngsten Sohn, Johann, gegen den rechtmäßigen Erben ausspielt. So endet dieser Kampf eines edlen Fürsten um Recht und Ordnung in Unrecht und Unordnung, und er stirbt nach verlorener Schlacht völlig einsam.

Jedes dieser vier Werke ist ein Meisterwerk und sichert, wenn man sich darin vertieft, hohen Genuß.

DER WEG

Schon morgen werden die Gestirne
blasser am Himmel stehn,
wenn dürstend ich
die blauen Berge suche,
von denen meine Seele weiß,
daß mir verwehrt,
noch einmal ihren Hauch zu atmen.

Wußte sie nicht
im tiefsten Grund,
als ihre satten Strahlen
die Glut der Sonne
auf Millionen spie,
die stolz und klirrend
nach dem schwanken Heft
des Schwertes faßten,
daß alles längst
durch frevlen Sinn
verspielt
und Grauen nur
und Staub
das Ende war?

Und doch
muß dem Gesetz
Tribut ich zollen
und kann den Weg
nicht selbst mir wählen,
der zu dem Gipfel führt.

G. H.

Von der deutschen Flagge

Aus der Vielfarbigkeit der deutschen Länder- und Fürstenflaggen des Mittelalters haben sich neben der weißroten Flagge der Hansa, die von Brügge bis Köln, von Breslau bis Wisby, Reval und Riga wehte, drei führende deutsche Flaggen entwickelt und ihre Farben mit Ehren durch die deutsche Geschichte getragen: die brandenburgische, die preußische und die deutsche Nationalflagge.

Die Flagge der Kurfürsten von Brandenburg war ein roter Adler in weißem Felde, über ihm frei schwebend der mit Purpur und Hermelin geschmückte Kurhut. Unter ihr kämpfte Benjamin Raule, der brandenburgische General-Marine-Direktor, siegreich gegen die Schweden, kämpfte 1680 ein brandenburgisches Geschwader erfolgreich vor Ostende und Cap St. Vincent gegen spanische Schiffe, die eine Silberflotte begleiteten. Auch die Schiffe der Brandenburgisch-Afrikanischen Handelsgesellschaft segelten unter dieser Flagge; so die beiden Fregatten „Churprinz“ und „Morian“, welche den Major und Kammerjunker von Groeben nach den Küsten von Guinea brachten, um dort die Kolonie Friedrichsburg zu gründen. Diese Flagge verließ die See, als Brandenburg im Königreich Preußen aufging; sie hat sich im neueren Seewesen nur als Traditionsflagge erhalten — Als Toppflagge SMS Brandenburg, wenn über die Toppen geflaggt wurde.

Die schwarzweißen Farben Preußens wurden verordnet, als Friedrich I. sich 1710 die Königskrone aufs Haupt setzte. Er entnahm sie dem schwarzen Kreuz aus dem weißen Mantel der deutschen Ordensritter, übernahm auch den „einköpfigen schwarzen“ Adler des Herzogtums Preußen, den der Staufenkaiser Friedrich II. dem Hochmeister Hermann von Salza bei der Belehnung mit dem Ordenstaate Preußen aus seinem kaiserlichen Schilde dem Herzog ins Wappen geschenkt hatte. Zur Erinnerung an die Befreiungskriege trat nach 1815 das eiserne Kreuz in die Kriegsflagge Preußens ein und kam so in die schwarzweißrote Kriegsflagge des Norddeutschen Bundes, der 1867 im Artikel 55 seiner Verfassung bestimmte: „Die Flagge der Kriegs- und Handelsmarine des Norddeutschen Bundes ist schwarzweißrot“, um damit die beiden im deutschen Seewesen führenden Flaggen, die schwarzweiße Preußens und die weißrote der Hansa, zu vereinigen. Das Rot stammt also aus der Flagge der Hansa, nicht von dem roten brandenburgischen Adler wie oft irrigerweise angenommen wird. Im Jahre 1871 wurde dann schwarzweißrot mit dem preußischen „einköpfigen“ Adler, nunmehr mit der Kaiserkrone, als Kriegsflagge des Deutschen Reiches durch Art. 55 der Reichsverfassung verordnet.

Die Weimarer Republik hat 1918 diese schwarzweißrote Flagge niedergeholt und Schwarzrotgold zur deutschen Nationalflagge gewählt. Fast ein Jahrtausend deutscher Geschichte lebt in diesen Farben, die bereits 1080 Gottfried von Bouillon dem deutschen Kaiser Heinrich IV. in der Schlacht von Merseburg gegen Rudolf von Schwaben vorantrug. Zum ersten Male in dieser Schlacht erwähnt, bleiben sie fast 400 Jahre lang das Feldzeichen der deutschen Kaiser — an roter Lanze ein schwarzer „einköpfiger“ Adler in goldenem Felde. Dieser einköpfige schwarze Adler wurde 1438 von Albrecht II. durch den österreichischen Doppeladler ersetzt, als mit ihm die Habsburger endgültig deutsche Kaiser blieben, hat sich aber im Wappenschild des preußischen Deutschritterordens erhalten (s. o.) und kam über Preußen 1867 in die Flagge des Norddeutschen Bundes, 1871 in die Kriegsflagge

des deutschen Kaiserreiches, 1918 — ohne die kaiserlichen Insignien — durch Art. 8 der Weimarer Verfassung in die Flagge der Weimarer Republik und durch Erlaß vom 1. Februar 1950 in die Flagge der Bundesrepublik Deutschland. Die Farben Schwarzrotgold(gelb) gingen 1493 mit Maximilian I. als kaiserliche Farben an Österreich über und haben bis 1918 über diesem Lande geweht, während Schwarzrotgold(gelb) unter dem Habsburger Friedrich III. auf dessen niederländischen Erblande — das heutige Belgien — übertragen wurden, dessen Flagge (schwarzrotgelb stehend) noch heute seine österreichische Herkunft kündigt. Die rotweißrote Flagge der heutigen Republik Österreich ist die alte Hausflagge der Herzöge von Österreich, ohne deren Wappen. Sie wurde von Kaiser Franz Joseph II. 1786 aus politischen Gründen eingeführt, um als rein nationalösterreichische Flagge den aus verschiedenen Volksstämmen gebildeten Gesamtstaat „Österreich“ zum Unterschiede vom „deutschen“ Kaiserreich zu repräsentieren.

Im Jahre 1818 gab die deutsche akademische Jugend, die Burschenschaft, ihrem Sehnen nach Einheit und Freiheit unter einem großdeutschen Reiche Ausdruck in den Farben Schwarzrotgold, die ja auch die Farben der Lützower Jäger gewesen waren, machte sie auf dem Hambacher Fest 1832 zum Symbol ihres politischen Ideals. Aber mit dem Untergang des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, das sang- und klanglos zu Grabe getragen wurde, als Franz II. von Österreich am 6. August 1806 die deutsche Kaiserkrone niederlegte, war die eigentliche Bedeutung dieser „kaiserlichen“ Farben dem deutschen Volke bereits entglitten. Für kurze Zeit wurde ihnen noch einmal ein Scheinleben eingehaucht, als auf der deutschen Bundesflotte von 1822 und auf dem Frankfurter Parlament 1848 Schwarzrotgold — aber mit dem österreichischen Doppeladler — als großdeutsche Flagge des deutschen Bundes und seiner Zentralgewalt am Maste emporstieg. Sie verschwand von der See mit der Versteigerung dieser Bundesflotte am 3. März 1853 in Bremerhaven durch Hannibal Fischer, während sie auf dem Lande erst 13 Jahre später endgültig niedergeholt wurde, als nach dem Siege bei Königgrätz 1866 der im Gasthaus „Zu den Drei Mohren“ in Augsburg tagende Bundestag sich in aller Stille auflöste.

Der Gang der Geschichte hat Schwarzrotgold wieder zur deutschen Flagge zurückgeführt, denn die Wandlungen eines Volkes gehen durch mannigfache Formen hindurch und „niemand darf sagen, daß er sein Volk wirklich kenne, der nicht das Ganze seines geschichtlichen Werdeganges begreift“ (Treitschke). Darum sollten wir Deutschen uns öfter und tiefer besinnen auf die verschlungenen Pfade unserer deutschen Geschichte, so wechselnd und wirrenreich wie nur die Schicksale unseres alten Kaiserwappens, jenes „einköpfigen“ schwarzen Adlers, der in der fernen ostdeutschen Pflanzung sich erhielt; dieweil er dem Reiche verloren ging, bis ihn der deutsche Großstaat von 1871 wieder zu seinem Zeichen erkor. Dessen schwarzweißrote Flagge hängt heute im Zeughause der Geschichte und sie hat dort einen guten Platz, vom Spiegelsaal von Versailles 1871 bis zum Tage von Skagerrak 1916, und kein Deutscher wird sie dort nicht ehren oder gar verleugnen wollen.

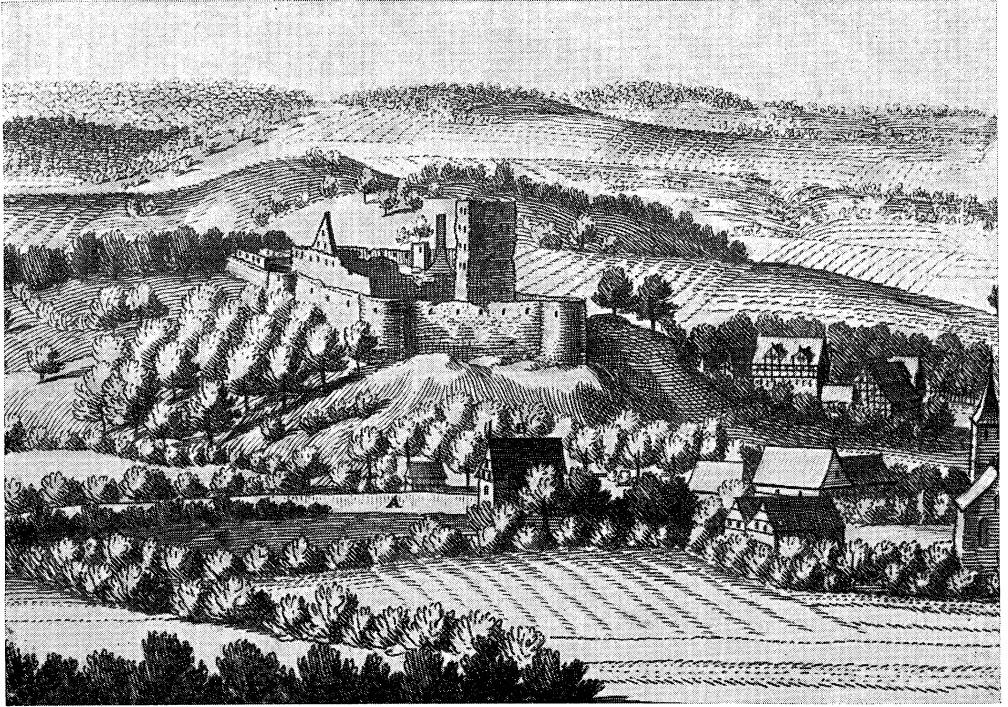
Die schwarzrotgoldenen Farben hingegen schweben uns Heutigen noch zwischen Herkunft und Zukunft, zwischen Erinnerung und Erwartung als Träger der alten deutschen Not und der alten deutschen Sehnsucht nach Einheit und Frei-

heit. Aber vergessen wir nicht! — jener Aar, den die entlegene Mark durch alle Stürme der Zeit treu bewahrte, breitet noch seine Schwingen über das deutsche Land, wach und bereit, das Seine zu tun, um einer verdunkelten Zeit in Frieden abzugewinnen den Einen, den Freien Staat Deutschland, dessen schwarzrotgoldene Farben ja — noch immer — gemeinsam über ganz Deutschland wehen.

Hermann Brunswig

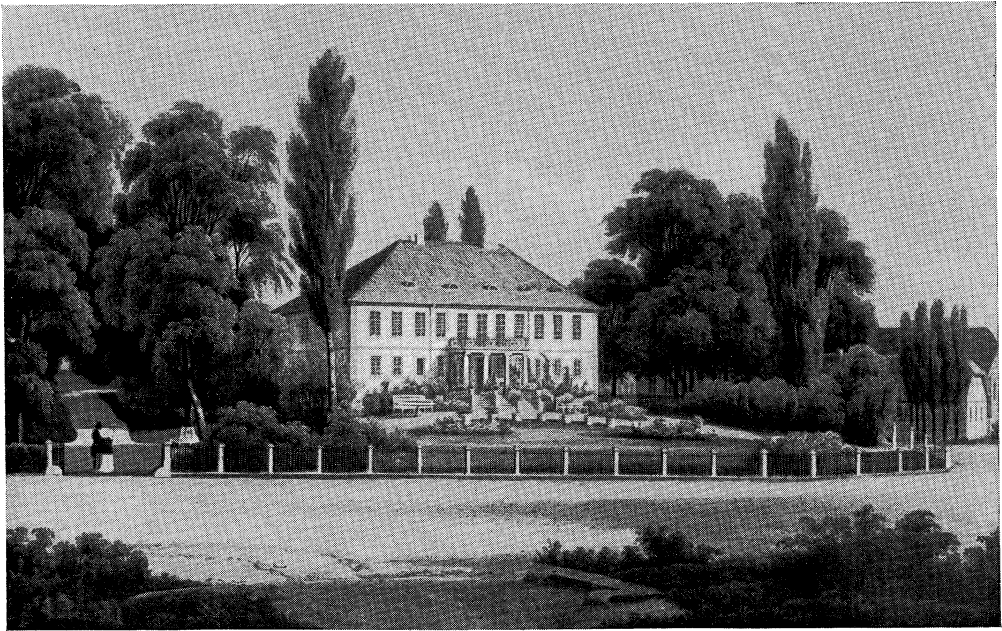


225 Jahre Georgia Augusta in Göttingen. Statue des Philosophen G. W. von Leibniz am Eingang zum Auditoriengebäude.



Burg Friedland (Ausschnitt aus dem Merianstich von 1654)

aus: „Der Landkreis Göttingen“ von Otto Fahlbusch



Schloß Waake, Zeichnung von W. Kretschmar 1846

aus: „Der Landkreis Göttingen“ von Otto Fahlbusch

Über die Gelehrtenschule in Neubrandenburg

von Irmgard Unger-Brückner

III. Die Schule von 1776 — 1883

1. Selbstbiographie von Johann Heinrich Walther von 1783

Wie der Dichter Brückner und Johann Heinrich Voß hat auch der Rektor Johann Heinrich Walther eine Selbstbiographie geschrieben ebenfalls in Johann Christian Koppe, *Jetztlebendes Mecklenburg*, I, 1783, S. S. 174 bis 182. Am Schluß sind 11 seiner Abhandlungen aufgeführt, die ich im folgenden fortgelassen habe, da sie jetzt keine Bedeutung mehr besitzen.

Über den Rektor Walther hat dann noch Johann Georg Meusel, *Das Gelehrte Teutschland*, Lemgo 1800 eine ganz kurze Biographie gegeben, in der noch weitere Abhandlungen des Rektors besonders für den Schulunterricht genannt sind: Band VIII, S. 339—340. In dem Band X, S. 789, folgt ein Nachtrag, daß er „seit 1790 den Charakter eines Professors“ besitzt. Über seine Beziehungen zur Familie Brückner S. schon meine „Brückneriana“ 2, S. 22 und Anm. 35 und 43 und S. 84. In seinem Briefe vom 31. XII. 1797 nannte Heinrich Voß, der Sohn des Dichters, den „Herrn Professor“ einen „sehr verdienstvollen Mann“ mit seinem „bedeutenden Haarbeutel“. Man müsse ihn schätzen und lieben. „Wie froh sind wir oft in Gesellschaft gewesen, wo auch der Herr Professor vieles beitrug unsere Freude vollkommen zu machen.“ (Brief 1, Absatz 2). So erfahren wir auch etwas Persönliches über diesen langjährigen Rektor unsres Gymnasiums, ein sympathisches Urteil, das ihn auch als Privatmann charakterisiert.

„Walther (Johann Heinrich) wurde geboren zu Blankenburg im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt 1748¹⁾ den 20. September. Sein Vater, Heinrich Valentin Walther, dessen Vorfahren in den Kriegen des vorigen Jahrhunderts aus dem Hohenlohischen nach Thüringen kamen, trieb ehemals Handlung mit Landesprodukten, und lebt jetzt in hohem ruhigem Alter von den Einkünften seiner Feldgüter. Seine Mutter, Maria Sophia Schneider, ist eine Tochter des fürstlichen Baumeisters, Friedrich Schneider. Seine erste Bildung in Religion, Sprachen und anderen Wissenschaften erhielt er von seinem 5ten Jahre an in der Schule seiner Vaterstadt vorzüglich von zwei auf einander folgenden Rektoren, Langguth und Wewel. Im Jahre 1763 gegen Ostern wurde er auf das Gymnasium Fridericianum zu Rudolstadt gebracht, wo er in theologicis, philosophicis, philologicis, historicis etc. des vortrefflichen Unterrichts des Direktors M. Fr. Nic. Ulrich, des Konrektors J. H. Schöps, und des Subrektors, L. A. Walther, genoß. Männer, die sich um ihr Vaterland bereits unsterbliches, obgleich stilles Verdienst erworben haben. Zwei Lehrer in der Mathematik und Physik hatte er daselbst: den Kollaborator M. Schönheide, einen Zögling von Kästnern, und Geßner. Nächste andern großen Wohltaten erkennet er jetzt noch besonders diejenigen mit innigster Dankbarkeit, welche ihm der hochselige Fürst, Johann Friedrich, der jetzt regierende Durchlauchtigste Fürst, Ludwig Günther, der Durchl. Erbprinz Friedrich Carl, der wohlselige Geheimerat und Kanzler von Ketelhodt, der wohlselige Vizekanzler von Sommer, der Geheimerat von Holleben, der jetzige Vize-Generalsuperintendent M. Biel, der Direktor Ulrich und Konrektor Schöps, während seines 5jährigen Aufenthaltes auf diesem blühenden Gymnasio erwiesen haben. Im Jahr 1766 wurde ihm die 2jährige Aufsicht über einem jungen Herrn von Planitz aus Hildburghausen anvertrauet, den er auch zur Konfirmation vorbereiten mußte. Im

¹⁾ Druckfehler, statt 1746.

Jahr 1767 wurde er von dem Direktor des Gymnasiums zum Respondenten für den jährlichen actus disputatorius gewählt, bei welchem er unter dessen Vorsitze in Gegenwart des Hofes und der fürstlichen Kollegien 18 Theses gegen 9 Opponenten verteidigte. Nach erhaltener gnädigster Erlaubnis des regierenden Fürsten nahm er bei dem jährlichen öffentlichen Examen, dem jedesmal der regierende Fürst mit Dero Prinzen und Landeskollegien Ihre hohe Gegenwart zu verleihen geruhen, in einer lateinischen Rede von dem Gymnasium 1768 den 21sten März feierlichen Abschied.

Am darauf folgenden 21. April ging er auf die Universität zu J e n a, um daselbst hauptsächlich das Studium der Theologie und Philosophie fortzusetzen. Unter dem letzten Prorektorate des seligen Professor T y m p e wurde er eingeschrieben. Die theologischen Wissenschaften hörte er bei dem sel. Kirchenrat W a l c h, K ö c h e r, D a n o v i u s, Zickler, Philologiam sacram, hebräisch, syrisch und arabisch bei den damaligen Lehrern D. H i r t und B o h n, die Philosophie bei dem Prof. U l r i c h, Mathematik und Physik bei den Prof. S u c o w und W i e d e b u r g, die Naturgeschichte bei dem sel. Hofrat W a l c h, und die Welt- und Staatengeschichte bei dem sel. Prof. S c h m i d. Eine sehr angenehme und vorteilhafte Nebenbeschäftigung für ihn war die Erlernung der englischen Sprache in den Lehrstunden des sel. T a n n e r s und die wöchentlichen Disputationsübungen unter dem Vorsitze des sehr fertigen Disputators Prof. U l r i c h, welche letzteren ihm auch erwünschte Gelegenheit verschafften, bei einigen öffentlichen Disputationen sich seinen Freunden und Gönnern als Opponente zu empfehlen. Ein collegium privatissimum laboratorio-disputatorium mit einigen Studiosis theologiae beim sel. D a n o v i u s erwarb ihm vorzüglich die warme Freundschaft dieses sehr guten Lehrers, worinnen sich dieser gefallen ließ, sich alle Einwendungen gegen einige seiner Lieblingsmeinungen machen zu lassen, die ihm hernach von anderen Lehrern öffentlich entgegengesetzt und eine Quelle von mancherlei Verdrüßlichkeiten wurden. Vorzüglich nützlich waren ihm die Gewogenheit und Freundschaft des Prof. und Bibliothekarius M ü l l e r und des Prof. U l r i c h s, die er beständig verehren wird.

Unter diesen und ähnlichen für seine Umstände sehr günstigen Ereignissen brachte er beim Genusse ununterbrochener Gesundheit drei und ein halbes Jahr sehr vergnügt und zufrieden auf dieser Universität zu. Und diesen glücklichen Teil seines bisherigen frohen Lebens beschloß er mit Ausarbeitung und öffentlicher Verteidigung einiger exercitationum exegeticarum über Math. 22, 31 — 33 und 25, 31 — fin.

Schon oft hatte er großes Verlangen geäußert, die berühmte Universität zu G ö t t i n g e n noch einige Zeit besuchen zu können. Und einige Gönner und Freunde unterhielten und vermehrten dasselbe. Vorzüglich gefiel es dem sehr gelehrten und großen Menschenfreunde, dem sel. Generalsuperintendent S c h w a r z zu R u d o l s t a d t so sehr, daß er ihn Hierin aufs tätigste unterstützte. Denn nach bereits erhaltenen beträchtlichen fürstlichen Stipendien brachte er es durch seine Fürsprache noch dahin, daß ihm der Freitisch, von welchem der regierende Fürst 4 Stellen bezahlet und vergibt, zu G ö t t i n g e n auf 2 Jahre erteilt wurde. Hierauf trat er also seine Reise nach G ö t t i n g e n an, lernte auf derselben zu E r f u r t den Herrn Hofrat W i e l a n d besonders durch eine schöne Unterredung über die Würde des Predigtamtes auf einer sehr guten Seite kennen, sprach den jetzigen kaiserl. Rat R i e d e l in seinem Arreste, besuchte den streitbaren D. S c h m i d, und kam am 9. Oktober 1771 zu G ö t t i n g e n an. In den dogmatischen, exegetischen, historischen, symbolischen, homiletischen,

pädagogischen Vorlesungen der Herren Doktoren Walch, Zachariae, Leß und Müller, wie auch in den hebräischen, syrischen und arabischen Lektionen des Herrn Hofrats Michaelis, einigen philologischen des Herrn Hofrats Heyne und dem Cursorio des Herrn Professor Diez über englische Schriftsteller, wurde seine Lernbegierde vollkommen befriedigt. Aber alle diese Vorteile übertraf der nähere Zutritt und Umgang mit diesen vortrefflichen Lehrern, welcher die beste Schule für junge Theologen ist. Unschätzbar ist ihm deswegen noch jetzt die, obgleich kurze und bisweilen trübe Zeit, die er im Hause des Herrn D. Zachariae und mit dem Unterrichte seiner guten Kinder zubrachte. Das Predigerseminarium unter der Direktion des Herrn D. Leß, dessen Mitglied er wurde, war für ihn auch von vielem Nutzen.

Unter diesen Umständen waren bereits 2 Jahre verflossen, als er sich bei einer bevorstehenden Vakanz im sogenannten Repetenten-Kollegium zu einer Repetentenstelle meldete. Unter den Kompetenten waren der jetzige Prof. Koppe zu Göttingen, Prof. Eichhorn zu Jena und der Prediger Ballhorn zu Lüneburg. Nach einer verfertigten Abhandlung De integritate S. S. in primis V. T. difficulter restituenda, die der theologischen Fakultät zur Prüfung übergeben werden mußte, wurde er von eben dieser in pleno versammelten Fakultät examiniert und mußte endlich noch auf dem Walchischen Katheder eine Probevorlesung über den zweiten Psalm halten. Im folgenden Jahre 1774 wurde ihm von der theologischen Fakultät eine Stelle dieses sehr nützlichen Instituts einstimmig zuerkannt, worauf auch sogleich die königliche Bestätigung von Hannover aus nebst Anweisung zu 150 Rt. jährliches Gehaltes erfolgte.

Die nun ex officio und unter der besondern Direktion des Herrn C. R. Walchs zu unternehmenden Amtsverrichtungen waren Vorlesungen über das alte und neue Testament examinatio-disputatorium über die Dogmatik, einige auf bestimmte Sonn- und Festtage in der Universitätskirche zu haltende Predigten, und andre konzedierte Collegia privata und privatissima. So sehr viel Mühe und Fleiß diese neuen Beschäftigungen erforderten, mit eben so viel Nutzen und Vergnügen waren sie für ihn verbunden. Der freie Gebrauch der schönsten Universitätsbibliothek bot ihm zu allen die besten Hilfsmittel dar. Ein zahlreiches, aufmerksames, gesittetes Auditorium gewährte ihm die innigste Freude. Und alles vereinigte sich, die schweren Vorbereitungen erleichtern zu helfen. Die wenige Zeit, welche ihm bei denselben noch übrig blieb, verwandte er auf Verfertigung einiger Schriften, die teils besonders, teils in anderen periodischen Schriften gedruckt sind.

Mitten im Laufe dieser höchstangenehmen Beschäftigungen erhielt er gegen das Ende des Jahres 1775 einen Ruf zum Rektorate der Schule zu Neubrandenburg. Nach hinlänglich angestellter Überlegung mit sich selbst und seinen Gönnern und Freunden, und nach gesuchter und erst am 30. November von Hannover aus erhaltenen gnädigsten Entlassung nahm er diesen Ruf an, und wurde am 24. Januar 1776 nach glücklich geendigter Reise, von dem Herrn Superintendent Masch feierlich introduziert. Zu dieser Feier lud er durch ein Programm ein, der Ephorus der Schule, Herr Sup. und C. R. Masch eröffnete sie mit einer schönen Rede von Verdiensten um Schulen. Diesem Amte stehet er unter göttlichen Segen mit wahrer Zufriedenheit noch vor. Im folgenden Jahre 1777 den 4. März wurde ihm von der philosophischen Fakultät zu Göttingen das Diplom zur höchsten Würde in der Weltweisheit erteilet.

Zu Anfange des Jahres 1778 heiratete er Friederika Wilhelmina, die jüngste Tochter des Neubrandenburgischen Pastoris primarii Stock,

mit welcher er eine vergnügte bereits mit zwei noch lebenden Kindern gesegnete Ehe führt.“²⁾)

2. Jubiläum und Ausgang von Johann Heinrich Walther

Am 24. I. 1826 konnte Prof. Johann Heinrich Walther sein 50-jähriges goldenes Amtsjubiläum als Rektor der Schule in Neubrandenburg feiern.³⁾ Nach den „Repräsentanten-Akten“ von 1825 beschließen der Rat und die Bürgerschaft:

„Zum 50jährigen Jubiläum des um die Schule hochverdienten Rektor Walther wollen sich die ehemaligen Schüler zu einer Kirchenfeier und einem feierlichen Mahle vereinigen und einen silbernen Pokal dedizieren. Die Repräsentanten bewilligen 50 Reichstaler zu den Kosten der Anfertigung des Ehrendiploms Doktor honoris causa an der Universität Rostock, außerdem eine Glückwunschanrede für den Jubelgreis und ein Ehrenbürgerdiplom der Stadt Neubrandenburg, welches in einer von dem Hofgoldschmidt Petschler verfertigten und mit würdigen Emblemen verzierten Kapsel überreicht werden soll.“

An seinem Ehrentage wurde also Walther zum Ehrendoktor der Universität Rostock und zum Ehrenbürger der Stadt Neubrandenburg ernannt. Er blieb noch weitere 4 Jahre im Amte bis zu seinem Tode am 13. III. 1830, worauf dann Milarch das Rektorat übernahm.

Das Andenken des langjährigen Rektors wurde durch eine eiserne Graburne auf dem jetzigen sog. „Alten Friedhof“, im Viertel, links vom westlichen Eingange bis heute festgehalten. Die Urne steht auf einem eisernen oblongem höheren Sockel, deren Schmalseiten je einen Lorbeerkranz tragen, deren Längsseiten jedoch mit den Grabinschriften von Walther (im Norden) und seiner 19 Jahre vor ihm gestorbenen Frau (im Süden) versehen sind, alles in der Zierlichkeit der Biedermeierzeit gehalten. Mitten an den Seiten oben schwebt je ein Schmetterling (die Seele).⁴⁾

„Joh. Heinr. Walther

54 Jahre der hiesigen Schule Rector

Doctor der Theologie

Großherzogl. Mecklenb. Schulrath und Professor

Bürger dieser Stadt

geboren am 20. September 1746, gestorben am 13. März 1830

Von den Seinigen verehrt, geachtet von allen, die ihm auf dem Pfade

seines tugendhaften, lehrreichen Lebens begegneten,

und belohnt durch die ehrendsten Beweise anerkennender Liebe

zahlreicher Freunde, edler Mitbürger.

Ruhe seiner Asche“

²⁾ Die Frau Walther starb am 24. VIII. 1811, gemäß ihrer Grabinschrift (s. u.) im 56. Jahre, sie ist also 1755/56 geboren, als Tochter des Pastors Georg Andreas Stock, geb. in Querfurt, 12. I. 1717, seit 1761 an St. Marien in Neubrandenburg, 1766 Pastor prim. Gestorben einen Tag nach seinem Geburtstag, am 13. I. 1789. Ihre Mutter war Engel Agnese Loeper aus Daberkow in Pommern, geb. 26. VIII. 1710, wo Stock von 1742 — 1761 Pastor war. Sie war die Tochter seines Vorgängers. Krüger, Pastoren S. 133; Freimütiges Abendblatt Nr. 601.

³⁾ Vgl. auch Ahlers, Skizzen, S. 130, Anm. 2.

⁴⁾ Vgl. die Abbildung und Text der Inschrift für den Rektor in Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Meckl.-Strelitz, I, 3, N, S. 76. — Vgl. Boll, Chronik, S. 245. — Die Grabinschrift von Frau Walther nach eigener Abschrift gegeben.

Die Grabinschrift seiner Frau lautet:

„Friederike Wilhelmine
Walther, geborne Stock
zu früh den Ihrigen entrissen
am 24sten August 1811
im 56sten Jahre ihres schönen
unablässig tätigen Lebens.“

Auch in der folgenden Todesanzeige ist das Alter mit 84 Jahren auf das Jahr 1746 zurückgeführt.

Die Anzeige des Todes von Johann Heinrich Walther erfolgte in den „Meckl. Strelitz. Anzeigen“ 1830, S. 208:

„Am 13ten dieses Morgens um 5 Uhr entschlief zu einem besseren Leben Herr M. Joh. Heinrich Walther, Dr. d. Theol. Großherzogl. Meckl. Strel. Schulrat und Professor und Rektor der lateinischen Schule hieselbst im 84sten Jahre seines Lebens und im 54sten Jahre seiner treuen und gesegneten Amtsführung. Diese Anzeige widmen seinen und ihren teilnehmenden Gönnern und Freunden die an seiner Bahre trauernden Hinterbliebenen

Neubrandenburg, den 13. März 1830

Zu allen Zeiten haben die Menschen Homer gelesen, aber niemals so aufmerksam wie zu unserer Zeit, und das aus gutem Grund. Homer hält der menschlichen Natur den Spiegel vor. Die Welt, die er beschreibt, ist unsere Welt, denn wenig hat sich geändert in den dreißig Jahrhunderten seit dem Brand von Troja. Die Feuer brennen; die Belagerten versuchen verzweifelt, zu entkommen; überall sind die Schreie der Verlorenen zu hören. Wir sind alle Trojaner; und Homer, der blinde Wanderer zwischen antiken Inseln, beschreibt unsere heutige Lage mit äußerster Klarheit. Nicht weil er ein Prophet war — nein, kein anderer hat die menschliche Verstrickung mit solcher Unbeirrbarkeit und Kraft geschildert.

. . . Die unvergängliche Stimme (Homers) blieb lebendig. Sie war so mächtig und beredt, daß die Formen und Farben einer ganzen Kultur mit ihr weiterlebten, und etwas Ähnliches ist seither nie mehr geschehen. Die Kultur, die Homer schilderte, war so reich, so herrlich, so erfüllt von sinnlicher Kraft, daß die Menschen glaubten, er habe sie nur geträumt. Bis Schliemann kam und die Welt in Erstaunen setzte, als er bewies, daß es kein Traum war: das alles hatte sich zugetragen im Sonnenlicht des Ionischen Meeres.

Robert Payne (Das Gold von Troja)

Artusdichtung und modernes Deutsch

Aus der Arbeit des Rostocker Germanisten Prof. Dr. Gernentz

Auf der Strecke von Berlin nach Rostock fährt der Zug auch durch das kleine mecklenburgische Städtchen Stavenhagen; als ich die Stationsschilder vorübergleiten sehe, bedaure ich es, daß ich hier nicht aussteigen kann, um mir einmal das Rathaus anzuschauen, in dem am 7. November 1810 als Sohn des Bürgermeisters Fritz Reuter zur Welt kam, und das völlig neugestaltete Reuter-Museum im Rathaus zu besuchen, das im vergangenen November während der Feiern zu des Dichters 150. Geburtstag eröffnet wurde.

Denn aus den Schilderungen, die ich gelesen habe, geht hervor, daß es sich hierbei um ein Literaturmuseum handelt, das in kluger und lebensvoller Weise den Weg Reuters, den Sinn seines Werkes und dessen großen Widerhall veranschaulicht und darum als vorbildlich anerkannt wird. Und außerdem wären, so überlege ich, die Eindrücke aus dem Museum mir sehr für das Gespräch mit dem Rostocker Germanisten Unionsfreund Professor Dr. Hans-Joachim Gernentz zu-statten gekommen; hat er sich doch bereits durch seine Einleitung zu einer mehrbändigen Reuter-Ausgabe bei Reclam als vorzüglicher Kenner und Interpret dieses großen realistischen deutschen Dichters erwiesen und diesen Ruf im Jubiläumsjahr 1960 durch eine Reihe von Festvorträgen und Aufsätzen, unter anderem auch in unserer Zeitung, bekräftigt, und ist er doch überdies für seine wertvolle wissenschaftliche Beratung beim Aufbau des Reuter-Museums in Stavenhagen vom Rat des Bezirkes Neubrandenburg mit dem Fritz-Reuter-Preis ausgezeichnet worden.

Um so überraschter bin ich, als das Gespräch mit Professor Gernentz und seiner Gattin am Kaffeetisch in der Rostocker Wohnung sich durchaus nicht Fritz Reuter zuwendet, sondern Problemen der mittelalterlichen deutschen Dichtung. Denn die Fritz-Reuter-Forschung ist, wie mir Professor Gernentz erklärt, das dritte und jüngste seiner Tätigkeitsfelder; sie läge ihm zwar als gebürtiger Rostocker sehr am Herzen, ebenso wie seine Aufgaben als Leiter der Abteilung Niederdeutsch am Germanistischen Institut der Universität Rostock; außerdem unterstände ihm aber noch die weitaus wichtigere Abteilung Deutsche Sprache und ältere deutsche Literatur, und auf diesen beiden Forschungsgebieten läge das Schwergewicht seiner Universitätstätigkeit und seiner Neigungen.

So promovierte Hans-Joachim Gernentz denn auch mit einer Dissertation über „Soziale Anschauungen und Forderungen in der mittelhochdeutschen geistlichen Dichtung“; er beschäftigte sich darin, wie er mir sagt, mit der sozialkritischen Haltung und den Vorformen revolutionären Denkens, wie sie schon im 11. und 12. Jahrhundert bei Ketzern und am Rande der kirchlichen Lehre Stehenden zu beobachten sind. Das war 1954, als er bereits 36 Jahre alt war; denn Professor Gernentz gehört jenem so besonders hart betroffenen Weltkriegsjahrgang 1918 an, der 1937 nach dem Abitur für zwei Jahre in die Kasernen mußte und aus ihnen 1939 unmittelbar für sechs Jahre in den zweiten Weltkrieg, woran sich für ihn wie für die meisten der wenigen Überlebenden noch eine Zeit der Gefangenschaft anschloß. Von 1946 bis 1951 studierte Hans-Joachim Gernentz in Rostock Germanistik; es folgte eine kurze Lehrtätigkeit an der Oberschule in Kühlungsborn, bis der junge Germanist als Lektor an die Universität seiner Heimatstadt berufen wurde.

*) „Neue Zeit“, 23. 9. 1961

Mit seiner im vergangenen Jahr abgeschlossenen Habilitationsschrift hofft Prof. Dr. Hans-Joachim Gernentz, einen Beitrag zu einer durchgreifenden neuen Interpretation der klassischen mittelhochdeutschen Epik geleistet zu haben. Die Dichtung der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts hört man häufig „staufische Dichtung“ nennen. Aber diese Charakterisierung trifft, wie mein Gesprächspartner darlegt, nicht zu. Im Rolandslied und anderen vorhöfischen Epen sei der staufische Reichsgedanke noch lebendig, repräsentiert durch die im Zentrum stehende große Herrscherpersönlichkeit, die aber im Zusammenwirken mit der ganzen Gesellschaft dargestellt wird. In der Artusdichtung hingegen, besonders im „Erec“ und im „Iwein“ Hartmanns von Aue, vereine sich in der Tafelrunde mit dem König als *primus inter pares* eine Schar gleichberechtigter Ritter; darin spiegele sich das Idealbild der emporstrebenden Feudalgewalten und die Idealgestalt sei nicht mehr der gerechte Herrscher, sondern der allein ausreitende Ritter, der ein gesellschaftliches Verantwortungsbewußtsein nur insoweit besitzt, als er seine Ehre zu wahren bestrebt ist und seine Taten zum Schutze der Entrechteten vollbringt.

Ich schlage die dickleibige maschinengeschriebene Studie, in der Professor Gernentz diese bemerkenswerten Gedankengänge niedergelegt hat, auf; beim ersten flüchtigen Blättern möchte man vermuten, es handle sich lediglich um eine ganz spezielle, abseitige Untersuchung von Kompositionsprinzipien, wie sie etwa im Rolandslied und in den Dichtungen Heinrichs von Veldeke und Hartmanns von Aue angewandt wurden.

Aber diese exakten Formanalysen erbrachten – wenn man von vielen Einzelergebnissen absieht, die wir im Gespräch beiseite lassen müssen – zwei fundamentale Erkenntnisse. Zum einen diese: Für den mittelalterlichen Christen, der die dialektische Widersprüchlichkeit nicht kennt, sind alle Beziehungen der Menschen untereinander und zu den von ihm angenommenen außerweltlichen Kräften klar überschaubar und mit dem Verstande erfassbar. Daraus ergibt sich für den Dichter des 12. Jahrhunderts das Prinzip, ein Kunstwerk bis ins letzte rational und harmonisch durchzuformen und so den Versuch zu unternehmen, diese so einfach gegliederte Welt im Aufbau des Kunstwerks gleichsam neu zu schaffen. Er tut dies, indem er sich einem strengen Formzwang unterwirft und innerhalb bestimmter Sinnabschnitte seiner Dichtung die Verse sogar in genau festgelegten Zahlenverhältnissen abfaßt. Die zweite Erkenntnis, zu der Hans-Joachim Gernentz gelangte, formuliert er so: Selbst in einer Dichtung wie dieser, die so stark unter einem Formzwang steht, wird der Inhalt nicht durch die Form geprägt, sondern – wie er es vorhin an der Entwicklung vom Rolandslied zu Hartmann von Aue skizziert habe – durch die Umwälzungsprozesse in der Gesellschaft, die ihren deutlichsten Ausdruck im Zusammenbruch der staufischen Reichsrepublik und im Aufkommen des Feudaladels und der Territorialfürstentümer finden.

Die Beachtung, die diese Untersuchungen gefunden haben, drückt sich auch darin aus, daß Prof. Dr. Gernentz in die Redaktion der literaturwissenschaftlichen Zeitschrift „Weimarer Beiträge“ berufen wurde, um dort die dem Mittelalter gewidmeten Forschungen stärker zur Geltung zu bringen. Und auch für seinen Vortrag vor dem Internationalen Germanistenkongreß im Sommer 1960 in Kopenhagen hatte er sich einen mittelhochdeutschen Epiker, Konrad von Würzburg, zum Gegenstand gewählt.

Auf den anderen Vortragsreisen des Rostocker Germanisten ins Ausland standen und stehen meist sprachwissenschaftliche Themen auf dem Programm. So hielt er bisher dreimal in Polen vierwöchige Kurse ab, die hauptsächlich der Weiterbildung von Deutsch-Lektoren und wissenschaftlichen Assistenten an den

polnischen Universitäten dienen. Professor Gernentz fügt hinzu, daß alle polnischen Studenten zwei Fremdsprachen lernen müssen, einmal Russisch, zum anderen wahlweise Deutsch oder Englisch, wofür sich jeweils etwa vierzig Prozent entscheiden, oder Französisch. Die nächste Vortragsreise wird ihn im Herbst nach Moskau und Leningrad führen.

Damit wendet sich unser Gespräch dem dritten Tätigkeitsfeld dieses vielbeanspruchten Wissenschaftlers zu, auf das er sich auch in seiner Dozententätigkeit, da vornehmlich Lehrer auszubilden sind, in der Hauptsache konzentriert; es ist die Wissenschaft von der deutschen Sprache. Insbesondere beschäftigt Prof. Dr. Gernentz dabei unser gegenwärtiger Sprachgebrauch. Die deutschen Gelehrten, sagt er, hätten seit Grimm und Lachmann fast ausschließlich die historische Sprachbetrachtung betrieben; neben sie müsse nun gleichberechtigt die lange vernachlässigte Strukturanalyse der Gegenwartssprache treten, wie sie im Ausland Schule gemacht habe.

Als ich um Beispiele bitte, nennt der Wissenschaftler eine Sprachanalyse unter dem Aspekt: Wie können wir einen Gedanken möglichst knapp und klar ausdrücken? Das zu untersuchen, sei wichtig für die Entwicklung elektronischer Übersetzungsmaschinen. Weiterhin müsse die rasche Erweiterung des Wortschatzes, der heute insgesamt und bei jedem einzelnen viel größer ist als noch vor zehn oder fünfzehn Jahren und beispielsweise bereits bei den Schulkindern durch den polytechnischen Unterricht stark wächst, beobachtet werden; in dieser Wortschatzvermehrung zeichne sich am deutlichsten die gesellschaftliche Entwicklung ab. Solche und andere Untersuchungen dürften sich nicht allein, wie das bisher weitgehend der Fall war, auf die Dichtung erstrecken, sondern müßten auch die Sprache der Wissenschaft und Technik, das Behörden- und Zeitungsdeutsch, die Umgangssprache, die Dialekte einbeziehen.

Die Germanistik, unterstreicht Professor Gernentz, habe hier lebensnotwendige Aufgaben zu lösen; gelte es doch, die Sprache als das allgemeine Verständigungsmittel zu pflegen und das Wächteramt der Wissenschaft gegenüber Gefährdungen und Verhunzungen endlich gebührend, aber ohne schulmeisterliche Übertreibungen wahrzunehmen.

Über vier Stunden sind in angeregtem Gespräch vergangen, längst hat die Kaffeekanne einer Flasche Rotwein Platz gemacht, viele Seiten meines Notizblocks haben sich gefüllt; es bleibt eigentlich nur noch die Frage, welchen Beschäftigungen sich Professor Gernentz in seinen gewiß nicht sonderlich zahlreichen freien Stunden widmet. Nun, ein Teil von ihnen gehört dem Rostocker Klub des Deutschen Kulturbundes, dessen Vorsitz er innehat und in dem er kürzlich eine Reihe von literarischen Klubabenden unter dem Motto „Bestseller aus Ost und West“ mit Diskussionen über Margaret Mitchells „Vom Winde verweht“ und Erich Maria Remarques „Zeit zu leben und Zeit zu sterben“ erfolgreich beginnen ließ. Sehr gern unternimmt er mit seiner Frau an Wochenenden Fahrten mit seinem „Trabant“ in die nähere und weitere mecklenburgische Heimat; wobei ihn als begeisterter Fotoamateur stets auch die farbfilmgeladene Kamera begleitet.

Und ab und zu, so auch an diesem Abend, setzt er sich mit Kollegen von anderen Fachrichtungen zu einem gemütlichen Skat zusammen; ich werde herzlich eingeladen, als vierter Mann dabeizubleiben, und während ich mir noch die letzten Notizen mache, werden schon die Karten für die erste Runde gemischt.

Gerhard Rostin

Morgen Mittag Abend

Morgen flammt. Und alle Berge glühen.
Mein der Tag und Weg zur Ewigkeit!
Hände stoß' ich in den heilig frühen
Himmel. Und die Straßen brennen weit.
Städte jauchzen heller. Bäume sprühen
Leben in die ewig-gleiche Zeit.
Sehnsucht und Gebet spannt alle Weiten —
Tag entstrahlt in tausend Seligkeiten.

Zwischen Höh'n und tiefem Abgrund gleitet
Aller Pfad des Tags. Entscheidung zwingt.
Vieles schwand. Entzückter Himmel weitet
Sich dem Blick. Und mancher Wurf gelingt.
Adler kreisen. Zweifel, Sorge schreitet
Immer mit. Und jede Knospe springt.
Korn der Reife wogt. In allen Dingen
Hör' ich nur die große Sonne singen.

Melodien des Abends schwingen. Leise
Wünsche schlafen ein. Am Himmel schwebt
Luzifer und singt die alte Weise,
Die seit Anbeginn im Raume lebt.
Müde Stirn entsinkt dem Tageskreise,
Und das Herz in süßer Ahnung bebt.
Wanderer kehrt heim und küßt die Rose.
Tiefe Nacht entwirrt das Namenlose.

Fritz Hagemann

Der Dichter unserer Nationalhymne, August Heinrich Hoffmann von Fallersleben

Zehn Jahre sind seit dem 5. Mai 1952 ins Land gegangen, an dem nach einem Briefwechsel zwischen Bundespräsident und Bundeskanzler Prof. Theodor Heuss der Bitte des Kanzlers Adenauer stattgab, die dritte Strophe des Deutschlandliedes als Nationalhymne zu bestimmen. Und vierzig Jahre werden es in diesem Jahre am 11. August 1962, seit der deutsche Reichspräsident, Friedrich Ebert, am Verfassungsfeiertag des Jahres 1922 das alte „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“ zur Nationalhymne erhob.

Die dreimal verwandelte Geschichte unserer deutschen Staatlichkeit spiegelt sich in der spätgewählten, und dann wieder und wieder abgewandelten deutschen Nationalhymne. Der Sozialdemokrat Friedrich Ebert, der zwei Söhne für das Kaiserreich dahingegeben hatte, war gewiß kein Chauvinist. Er fand kein Arg darin, alle drei Strophen singen zu lassen, mitsamt den Versen „Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt . . .“

1952 war man heikler, unsicherer geworden. Man wollte nur, vielleicht buchstabengetreu nach den Paragraphen des Grundgesetzes, noch die dritte Strophe riskieren: „Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland! Danach laßt uns alle streben brüderlich mit Herz und Hand . . .“

Der Mann, der im August des Jahres 1841 auf der damals britischen Insel Helgoland, nach einer Melodie von Joseph Haydn und einem einst für Österreich erdachten Text, die drei Strophen gedichtet hat, August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798 bis 1874), war ebenfalls kein Chauvinist. Ein Jahr darauf, 1842, wurde er, damals Professor für deutsche Literatur an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Breslau, wegen der Veröffentlichung „Unpolitischer Lieder“ mit „anstoßigem“ Inhalt ohne Pension aus dem Amt gejagt.

Im Lied eines „Nachtwächters von 1813“ hatte er diesen freilich fragen lassen: „O Gott! wofür, wofür? — Für Fürsten-Willkür, Ruhm und Macht — Zur Schlacht? . . .“ Und dann kam die zweite bittere Frage, ob es lohne, „für Hofgeschmeiß und Junker“ den Strauß zu wagen? In August Heinrich Hoffmann, der sich seinen Zunamen nach seiner Geburtsstadt Fallersleben gewählt hatte, lebte die ganze, große, unklare Sehnsucht nach einem einigen und vor allem nach einem freien Deutschland, jenseits aller Fürstenthronen und Schranzen. Sein Lied blieb in den Herzen vieler und wurde doch nicht, als das bismarckische Kaiserreich unter Führung Preußens anbrach, Nationalhymne. Eine solche haben wir bis 1922 nicht gekannt.

In Preußen bürgerte sich ausgangs des 18. Jahrhunderts unter dem Nachfolger Friedrichs des Großen das „Heil dir im Siegerkranz“ ein, eine Umdichtung nach dem 1743 zuerst für den englischen König Georg II. gedichteten Liede „God save great George the King“.

Daneben trat seit 1830, als Dichtung zu Königsgeburtstag unter Friedrich Wilhelm III., Johann Bernhard Thierschs Strophe: „Ich bin ein Preuße — kennt ihr meine Farben“. Ein klirrend stolzes, aber nur für das alte Preußen passendes Lied, im Gegensatz zur schwelgerisch-mystischen Romantik des „Heil dir im Siegerkranz“.

So blieb es lange bei der Sonderbarkeit, daß wir wohl eine Herrscherhymne, nicht jedoch eine Nationalhymne hatten, obwohl das Deutschlandlied in der Jugend wilhelminischer Zeiten durchaus im Schwange war. Und zwischen 1933 und 1945 wurde die Hymne unseres Volkes dann wieder geknebelt durch den Befehl,

ohne das Kampflied der herrschenden Partei dürfe sie nicht gesungen werden. Über all dies nachzudenken scheint heute doppelt notwendig, in Zeiten, in denen wir wenig Mut zu uns selbst und unseren Aufgaben besitzen.

W. G.

(Die Welt, 5. 5. 62)

Kurze Biographie des Obersten Christian von Bonin*)

Chef des Meckl.-Strel. Bataillons im Rußland-Feldzug 1812

Auszug aus der Familien-Chronik des Geschlechtes von Bonin

Christian Friedrich Ferdinand Anshelm,

ältester Sohn von Friedrich Wilhelm, wurde den 16. Juni 1755 in Magdeburg geboren, und ist den 21. September 1759 als Besitzer von Karzin und Klannin im Pommerschen Landbuche eingetragen; beide Güter wurden aber — wie früher angegeben — schon 1762 von seiner Mutter verkauft. — Er trat 1770 als Fahnenjunker bei dem Regiment Gensdarmen in den Dienst, wurde den 24. Oktober 1771 Cornet, den 6. Juli 1775 Lieutenant und nahm den 29. Mai 1786 den Abschied. Im Jahre 1787 erfolgte seine Anstellung als Kammerherr und Intendant der Mecklenburgischen Hofbühne zu Neu-Strelitz; diesen Posten hatte ihm wohl seine dramatische Thätigkeit — von der weiterhin die Rede sein wird — verschafft; er nahm daneben aber auch militärische Stellungen in Strelitz ein, wurde Major und Chef der Garden und des Husaren-Corps, später Oberst und Bataillons-Chef der für den Kaiser von Frankreich gestellten Contingentstruppen, auch Commandant von Greifswald. Er starb am 14. Februar 1813 am Nervenfieber zu Neu-Strelitz.

Christian Friedrich Ferdinand Anshelm war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller und dramatischer Dichter, der aber — nach dem Urtheile von Fachmännern — seine Geisteswerke selten ganz zur Reife kommen ließ, und daher keinen sonderlichen Platz in der Literatur-Geschichte einnimmt. Der Verfasser der „Büsten Berlinischer Gelehrten und Künstler, mit Devisen“, sagt von ihm 1787, daß das sittliche Betragen und der ganze Anstand des Herrn von Bonin nur selten den Mann verriethen, der mit Musen und Grazien im Umgange lebte, und diese oft zu auffallend vernachlässigte, daß selbst ein großer Theil seiner Cameraden ihm dies verübelte. — Wenn dies rein persönliche Urtheil nicht etwa durch Brodneid oder verletzte Eitelkeit eingegeben ist, so erscheint es allerdings sehr hart. Indessen wird es nicht ohne Interesse sein, nachstehend ein Verzeichnis der Werke Christian Friedrich Ferdinand Anshelm's kennen zu lernen:

1. Ernest, oder die unglücklichen Folgen der Liebe, ein Schauspiel in drei Aufzügen, nach dem Französischen, Berlin 1776;
2. Der Patriot, ein Vorspiel zum Geburtstage des Königs, Berlin 1777. Die erste Aufführung dieses Vorspiels am Geburtstage des Königs 1777 in Potsdam gab zu einem komischen Vorfall Gelegenheit. Es wird darin der König schlechtweg „der alte Fritz“ genannt. Der Oberst von Scheele, Commandeur des Garde-Grenadier-Bataillons, fand dies so beleidigend für die Majestät, daß er den Schauspiel-Director Döbbelin zur Verantwortung gezogen wissen wollte. Als dem Könige die Sache zu Ohren

*) Freundlichst zur Verfügung gestellt von unserem alten Caroliner Hauptmann a. D. Eckart von Bonin, Hamburg.

karn, äußerte er: „der Scheel muß bei Roßbach und Torgau nicht mit dabei gewesen sein, sonst wüßte er, daß ich schon vor zwanzig Jahren ‚der alte Fritz‘ hieß, und jünger wird man nicht mit den Jahren“. Das Stück wurde nun unbeanstandet wiederholt;

3. Píramus und Thisbe, Duodramen;
4. Sendschreiben an Herrn B. in Hamburg, den Abgang der Demoiselle Hüber vom Berliner Theater betreffend, Leipzig 1777;
5. Die Drillinge, ein Lustspiel aus dem Französischen, Berlin 1778, Gotha 1781;
6. Das verdiente Denkmal, ein Vorspiel, zum Geburtstage des Prinzen Heinrich in Breslau aufgeführt. Er arbeitete es 1779 aus, Schubert fertigte dazu die Musik;
7. Blanfurt und Wilhelmine, Lustspiel in drei Aufzügen, Breslau 1779;
8. Der weibliche Kammerdiener, Lustspiel in einem Act, Berlin 1779;
9. Sendschreiben über die Berliner und Breslauer Bühne, Breslau 1779;
10. Die Rache, oder der Herzog von Montmorency, Trauerspiel in drei Aufzügen, Breslau 1780;
11. Der Sonnenritter, zwei Theile, Leipzig 1781;
12. Verschiedene Aufsätze in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung. Seit Anfang 1781 war er der Verfasser der darin befindlichen Artikel vom Theater zu Berlin;
13. Den größten Antheil an den zu Leipzig 1781 herausgegebenen Beiträgen zur Nationalbühne; von ihm sind darin:
Der Zauberspiegel, Operette aus dem Französischen, Musik von André;
Hofmeister Amor, Posse nach dem Französischen;
Das Urtheil des Midas, Operette aus dem Französischen, Musik von André;
14. Die gefährlichen Bekanntschaften, oder Briefe, gesammelt in einer Gesellschaft und zur Belehrung einiger Anderen bekannt gemacht; aus dem Französischen. 4 Theile, Leipzig 1783;
15. Haß und Liebe, Schauspiel in fünf Akten, Berlin 1786, bei Maurer;
16. Das Fest Germaniens, Vorspiel mit Gesang und Tanz, Neu-Strelitz 1789, bei Michaelis;
17. Wahres Gefühl, ein Vorspiel, Neu-Strelitz 1789, bei Michaelis;
18. Der Postmeister, Lustspiel, Duisburg 1792, bei Essen;
19. Carl von Strahlenberg, Schauspiel, Leipzig 1794, bei Barth;
20. Belohnte Reue, Lustspiel in zwei Aufzügen, Berlin 1800, bei Maurer.

Die unter 13. aufgeführte Operette „Das Urtheil des Midas“, soll eine seiner gelungensten Arbeiten sein.

Christoph Friedrich Ferdinand Anshelm war zweimal verheiratet; in erster Ehe mit:

- I. Freiin von Forstner, welche den 27. August 1809 starb, und
- II. Friedrike Grave, ältesten Tochter des zu Greifswald privatisirenden Rechtsgelehrten Grave.

Indessen entstammen aus keiner dieser beiden Ehen Kinder.

Das Brüder-Grimm-Jahr 1963

Anlässlich der 100. Wiederkehr des Todestages von Jacob Grimm ist das Jahr 1963 zum Gedenkjahr für die Brüder Grimm erklärt worden. In Kassel, wo die beiden Brüder die meisten Jahre ihres Lebens verbrachten und ihre in der ganzen Welt bekannten Märchen gesammelt haben, findet im September ein Staatsakt der hessischen Landesregierung zum Gedenken an die Brüder Grimm statt. Die Universität Marburg veranstaltet im Juni einen akademischen Festakt, bei dem ein Grimm-Preis verliehen wird. Weitere Veranstaltungen des Jahres sind u. a. in Hanau, dem Geburtsort der Grimms, und in Steinau im Kreis Schlüchtern, wo sie einen Teil ihrer Jugendzeit verlebt haben, vorgesehen. Ferner finden in verschiedenen Städten der Bundesrepublik Ausstellungen über das Leben und Wirken der Brüder Grimm statt. Zu allen Veranstaltungen werden zahlreiche Gäste aus dem In- und Ausland erwartet. („Die Welt“, 1. 1. 63)

★

Wie aus dem obigen Bericht der „Welt“ hervorgeht, ist das Jahr 1963 zum Gedenkjahr für die Brüder Grimm erklärt worden, welche zu den tapferen sieben Göttinger Professoren gehörten, die 1837 gegen den Verfassungsbruch von König Ernst August von Hannover Widerspruch erhoben und deshalb von ihm abgesetzt und ausgewiesen wurden.

Es wird niemand unter uns geben, der nicht wenigstens die von den Brüdern Grimm gesammelten und 1812–13 herausgegebenen „Kinder- und Hausmärchen“ kennt und damit eines ihrer mannigfachen großen Verdienste vor Augen hat. Beide waren hervorragende Germanisten und Jacob der Begründer der wissenschaftlichen Behandlung der germanischen Sprache, Literatur und Altertumskunde. Beide gaben auch „Deutsche Sagen“, vor allem aber das „Deutsche Wörterbuch“ heraus, das vor etwa einem Jahr abgeschlossen wurde. —

Wenn wir uns dieses aus 380 Lieferungen und 33 000 Seiten bestehende 32 Bände umfassende Werk ansehen (und wir sollten doch einmal wenigstens einen Blick hineinwerfen, um uns der beispiellosen, ungeheuren Arbeitsleistung bewußt zu werden), dann sind wir überrascht, daß die Brüder Grimm, so wie es im althochdeutschen und mittelhochdeutschen Schrifttum — also auch im Hildebrandslied und im Nibelungenlied — der Fall war, in ihren neuhochdeutschen Werken ebenfalls die schöne, klare, kleine deutsche Schreibweise angewandt haben, die erst durch künstliches Eingreifen von Grammatikern geändert wurde. Man hat es nicht gewagt, von dieser Kleinschreibung bei der Fortsetzung des Grimmschen Wörterbuches abzugehen.

Sollten wir uns nicht in diesem Gedenkjahr der Brüder Grimm endlich wieder zu der guten alten Kleinschreibung unserer Vorfahren bekennen, wie die großen Germanisten Grimm sie stets geübt haben?

Man vergleiche einen lateinischen, griechischen, französischen oder englischen Text mit einem deutschen. Welche Klarheit und Ruhe, ja Erhabenheit liegt in dem Druck der genannten Sprachen, wie sie auch in dem Kleinod deutscher Literatur, dem Nibelungenlied, liegt.

Und nun zu anderen Vorzügen:

Selbst der sogenannte gebildete Deutsche beherrscht die Regeln der heutigen Groß- und Kleinschreibung nicht. — Wieviel leichter hätten es die Schüler der ersten Jahrgänge (wie auch ihre Lehrer), wenn man zur sogenannten gemäßigten Kleinschrift überginge. Ungezählte wertvolle Lehrstunden würden für wichtigere Dinge frei. — Hunderttausende von Ausländern, die Deutsch lernen wollen oder müssen, würden die Kleinschreibung freudig begrüßen. Sie alle kennen in ihrer Sprache die Großschreibung nicht. — Die Versalien, d. h. eigentlich nur die großen Buchstaben beim Beginn eines Verses, sind längst ohne Anordnung des Staates gefallen. Warum sollen sie nicht auch bei den sogenannten „Hauptwörtern“ fallen, die sehr häufig im Satz gar nicht das „Hauptwort“ sind? — Man denke auch daran, wie hartnäckig Millionen Deutscher an der sogenannten „deutschen“ Schrift festhielten, der Fraktur, die niemals eine deutsche Schrift war, sondern in allen europäischen Ländern zu ihrer Zeit geschrieben und gedruckt wurde, an der wir aber krampfhaft festhielten, als sei es unsere Schrift. Und mit einem Schläge war sie gefallen, und es ging — besser als zuvor!

Daher meinen wir, man solle das Gedenkjahr der Brüder Grimm, das 100. Todesjahr von Jacob Grimm, dem Begründer der deutschen Sprachwissenschaft, nicht vorübergehen lassen, ohne ihm zu Ehren von der Sinnlosigkeit der Großschreibung abzulassen und zu dem zurückzukehren, was er als Meister der deutschen Sprache für richtig und für natürlich hielt, nämlich zu unserer schönen althochdeutschen und mittelhochdeutschen Schrift. P.

Bücher und Buchbesprechungen

Heimattforschung und Geschichtsbewußtsein

Ausgangspunkt zahlreicher Diskussionen, die in den vergangenen Jahren über die Gegenwartsaufgaben der Geschichtswissenschaft und, damit verknüpft, über den Bildungsauftrag des Geschichtsunterrichts geführt wurden, war die bestehende Krise des historischen Bewußtseins.¹⁾ Das Wissen um die Geschichtlichkeit der menschlichen Existenz und der realen gesellschaftlichen Welt überhaupt, wie es in der geistigen Bewegung des 18. Jahrhunderts von Herder und Humboldt aufgeschlossen und seit dem Briefwechsel Diltheys mit dem Grafen Yorck von Wartenburg²⁾ zu voller Klarheit entwickelt worden ist, erhellt erst den Sinn für unsere Wirklichkeit. Der Mensch kann nicht ohne die als Erinnerung in ihm aufbewahrte und zugleich als Erbe in ihm fortwirkende Geschichte leben. „Was der Mensch sei, erfährt er erst in der Entwicklung seines Wesens durch die Jahrtausende“, heißt es bei Dilthey³⁾. Der kontinuierliche historische Verlauf wird damit zu einem Prozeß, in dem Weltverständnis und Selbstauffassung des Menschen einander wechselseitig bedingen. Aber diese Grundverfassung des Daseins enthebt uns nicht der Freiheit und Verantwortung für Entscheidungen, die innerhalb der konkreten historischen Situation je und je gefordert werden.

Mit anderen Worten: Die für die zukünftige Gestaltung unserer geistigen, gesellschaftlichen und politischen Ordnungen wesentliche Frage, ob und was man aus der Geschichte lernen könne, läßt sich dahingehend beantworten, daß sie „in das Geflecht von Ursachen und Wirkungen verstehend und kritisch zugleich eindringt“⁴⁾ und dadurch zur Erkenntnis der gegenwärtigen Lage, ihrer Entstehung und ihrer offenen Zukunftsmöglichkeiten, verhilft. Die Historie ist nach einem Wort Eduard Sprangers das Gedächtnis der vergeßlichen Nation. Doch hat zumal in Deutschland der wiederholte Bruch mit der Vergangenheit, der die lebendige Überlieferung von Generation zu Generation in Frage stellte, den Abbau des Gedächtnisses zur Folge gehabt und so zu einem Absterben der natürlichen Beziehung des Menschen zur Vergangenheit beigetragen. So verständlich unsere Neigung und Fähigkeit auch sein mag, das Unangenehme zu vergessen, um von der Last quälender Erinnerungen an die letzten drei Jahrzehnte deutscher Geschichte befreit zu werden — die Erschütterung des Geschichtsbewußtseins in unserer Zeit berührt eine Grundbedingung alles menschlichen Tuns und Erkennens.

Diese Lage wird zur unabweisbaren Aufforderung, nach neuen Ansätzen und Möglichkeiten zur Wiedererweckung des historischen Verständnisses zu suchen. Denn in der Dämmerung eines ungeschichtlichen Dahinlebens würde sich auch das Selbstsein des Menschen verdunkeln. Einen fruchtbaren Weg eröffnete nun die planvolle Erfor-

¹⁾ Vgl. dazu: Theodor Litt, Die Wiedererweckung des geschichtlichen Bewußtseins. Heidelberg 1956. — Hermann Heimpel, Der Versuch, mit der Vergangenheit zu leben. Über Geschichte und Geschichtswissenschaft in unserer Zeit. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 71 vom 25. März 1959, S. 9 f. — Erich Weniger, Neue Wege im Geschichtsunterricht, mit Beiträgen von Hermann Heimpel und Hermann Körner. 2. Aufl. Frankfurt am Main 1957.

²⁾ Briefwechsel zwischen Wilhelm Dilthey und dem Grafen Paul Yorck v. Wartenburg 1877—1897. Hrsg. von Sigrid v. d. Schulenburg. Halle (Saale) 1923.

³⁾ Wilhelm Dilthey, Gesammelte Schriften, Bd. IX. 2. Aufl. Stuttgart und Göttingen 1960, S. 173.

⁴⁾ Weniger, a. a. O., S. VII

schung des im überschaubaren He i m a t r a u m Geschehenen sowie die Darstellung und Deutung der Zusammenhänge, die zwischen den hier festgestellten Tatsachen, Motiven und Ereignissen bestehen. Kritisch verstandene Heimatgeschichte, die sich von geistiger Enge, von partikularistischen Tendenzen freihält, vielmehr die Taten des Menschen in seinem Lebensraum in ihrer Verflochtenheit mit dem großen Geschehenszusammenhang aufzeigt, kann vor allem der Jugend zum Bewußtsein bringen, daß die Geschichte eine Dimension des menschlichen Daseins bildet, in die jeder einzelne unlösbar einbezogen ist.

Eine beispielhafte Darstellung dieser Art hat Dr. Otto F a h l b u s c h, ehemaliger Direktor des Städtischen Museums in Göttingen, 1960 mit seiner Geschichte des Landkreises Göttingen vorgelegt.⁵⁾

Gestützt auf eine Fülle heimatlicher Funde und Überreste und auf ein reiches, größtenteils ungedrucktes Quellenmaterial, zeichnet er in elf Kapiteln die Entwicklungslinien des südniedersächsischen Raumes auf: von den ur- und frühgeschichtlichen Spuren, über den steilen Aufstieg im deutschen Mittelalter, über die Gründung des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg und den vielgestaltigen Verlauf in den dauernden kriegerischen Auseinandersetzungen der späteren Jahrhunderte bis zum gegenwärtigen Zustand. Es gelingt dem Autor, die historisch bedeutsamen Entwicklungsstufen, Lebensordnungen und Kulturformen, Personen, Taten und Vorgänge soweit zu erschließen, daß die Einsicht in den übergreifenden Wirkungszusammenhang des geschichtlichen Prozesses nicht nur die Erfahrung bereichert, sondern daraus auch Kategorien des Handelns wie des Urteils gewonnen werden können. Ein besonderes Verdienst der vorliegenden Arbeit liegt außerdem darin, daß sie sich nicht auf die Beschreibung der historischen Phänomene innerhalb der engeren Umgebung beschränkt, sondern die geistig-kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen und rechtlich-politischen Gestaltungskräfte der größeren Wirklichkeit eingehend mit berücksichtigt. Weil Fahlbusch also historische Geschehnisse und Leistungen einbezieht, die sich außerhalb des gegebenen Heimat-raumes ereignet haben — wie beispielsweise den Religionswechsel der Fürsten und die Einführung der Reformation, die Erfindungen und Entdeckungen mit ihren Folgen für die Baukunst, die Landschaftsgestaltung, die Wirtschafts- und Lebensformen der Bevölkerung —, aus diesem Grunde gibt seine Kreisgeschichte mehr als nur bruchstückhafte Ausschnitte der eigentlichen geistigen Entwicklung.

Der Autor schreibt zwar mit dem Rüstzeug wissenschaftlicher Forschungsergebnisse, aber so anschaulich und flüssig, daß der interessierte Leser, auch der fachlich nicht vorgebildete, diese Grundlage der Darstellung nicht als Erschwerung für sein Verständnis empfunden. Umfangreiche Quellen- und Literaturangaben können der Heimatforschung helfen, die hier begonnene Aufarbeitung des geschichtlichen Materials, das für die einzelnen Dörfer vorhanden ist, weiterzuführen. Ausführliche Namen-, Orts- und Sachverzeichnisse erleichtern im übrigen die Benutzung des Werkes, das dem Heimat- und Geschichtsunterricht zahlreiche Anschauungs- und Beispielmöglichkeiten zu geben vermag.

Günther P. Ohlhof

Paul Steinmann: Bauer und Ritter in Mecklenburg. Wandlungen der guts-herrlich-bäuerlichen Verhältnisse im Westen und Osten Mecklenburgs vom 12./13. Jh. bis zur Bodenreform 1945. Schwerin: Petermänken-Verlag. 1960. XX u. 328 S., 4 Ktn. Gzlw. 18,— DM.

Das Buch von Steinmann ist die ausgereifte Frucht einer jahrzehntelangen For-schertätigkeit. Aus vertiefter Kenntnis von Land und Leuten und dem reichen Schatz seiner Erfahrungen als staatlicher Archivar in Schwerin (St. trat 1920 in den mecklbg. Archivdienst) ist das Werk in langen Jahren aus kleinsten Anfängen heraus erwachsen. — Es war im Frühjahr 1936, als sich St. zusammen mit seinen damaligen Kollegen im Schweriner Archiv, Karl August Endler, Georg Tessin und dem Unterzeichneten, mit

⁵⁾ Otto Fahlbusch, Der Landkreis Göttingen in seiner geschichtlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung. (Mit 36 Abb. auf Kunstdruckpapier und einem Faltblatt.) Göttingen: Heinz Reise-Verlag, 1960, 259 S., Kstldr. DM 12,50.

der Geschichte der mecklenburgischen Dörfer zu beschäftigen begann. Im März 1936 schrieb er in einer Tageszeitung über die Geschichte des Dorfes Goldenbow im südwestlichen Mecklenburg, die auch jetzt wieder im Mittelpunkt seines Buches steht. Schon damals erkannte er in diesem aufschlußreichen Einzelbeispiel die Bedeutung des gutsherrlich-bäuerlichen Spannungsverhältnisses für die Geschichte des mecklenburgischen Siedlungswesens und schrieb: „Eine eingehende Schilderung dieses Kampfes der Goldenbower Bauern um ihr Recht muß einer besonderen Studie vorbehalten bleiben.“ — Eben diese Studie legt St. nun in seinem Buch über „Bauer und Ritter in Mecklenburg“ vor. Allerdings ist sie jetzt eingebettet in den Rahmen der gesamtmeklenburgischen Siedlungs-, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte. So wird ihm der Ort Goldenbow zu einem Musterbeispiel für die Entwicklung des mecklenburgischen Dorfes von der Zeit der mittelalterlichen Ostsiedlung bis in die Gegenwart hinein. — Freilich ist sich der Vf. darüber klar, daß an einem einzelnen Beispiel nicht die ganze Fülle der Probleme aufgezeigt werden kann. Das Dorf Cölpin im Osten des Landes, im ehem. Mecklenburg-Strelitz, dient ihm deshalb als Gegenbeispiel, um auch die für Ostmecklenburg wichtigen Fragenkomplexe anschnitten zu können. Auch hier gehen die Lokalforschungen des Vf.s bis in die 30er Jahre zurück, als er sich zunächst mit der Abstammung und den Schicksalen der Cölpiner Lehnsschulzenfamilie beschäftigte. — Die beiden Orte Goldenbow und Cölpin stehen stellvertretend für den Westen und den Osten des Landes. Letzten Endes sind sie aber für St. gewissermaßen nur Katalysatoren, um in den Spannungen zwischen Ritter und Bauer die gesamte Geschichte der mecklenburgischen Siedlung und Bevölkerung in breiter Fülle vor uns abrollen zu lassen. Aus der umfassenden Quellenkenntnis St.s und den jahrzehntelangen Erfahrungen seiner landesgeschichtlichen Forschungen ist der Inhalt des Buches so vielseitig gestaltet und so ausführlich mit Exkursen und Quellenzitaten belegt, daß das Werk für den suchenden Forscher praktisch unerschöpflich ist. Die Fülle des Stoffes macht es freilich nicht gerade zu einer leichten Lektüre, doch ist es durch eine bis ins einzelne gehende Inhaltsübersicht gut erschlossen.

Nur die Hauptstichworte können im folgenden aufgeführt werden, um wenigstens annähernd den Inhalt des Buches zu kennzeichnen. Zunächst zum Thema Westmecklenburg bzw. Goldenbow: 1) Quellen zur mittelalterl. Kolonisationsgeschichte; 2) Siedlung u. Grundherrschaft vom 12. — 15 Jh.; 3) Ansätze zur Gutswirtschaft im 16 Jh.; 4) Das Landeskataster von 1628 als Quelle und der 30jähr. Krieg; 5) Entwicklung des mecklenburg. Hufenwesens; 6/7) Einführung der holsteinischen Koppelwirtschaft im 18. Jh. und Widerstand der Bauern; 8) Landesgrundgesetzlicher Erbvergleich von 1755 und verstärktes Bauernlegen; 9) Umfang der Ritter- u. Bauernländereien; 10) Bauernbefreiung u. Agrarreform im 18. u. 19. Jh.; 11/12) Revolution, Reaktion u. erneutes Bauernlegen im 19. Jh.; 13) Siedlungspolitik der Regierung 1753 — 1938; 14/15) Bodenreform 1945.

Auch für Ostmecklenburg bzw. Cölpin entwickelt der Vf. die Besiedlungsgeschichte in zeitlicher Folge: 1/2) Erörterungen über die mittelalterl. Kolonisationsgeschichte von Mecklenburg-Strelitz; 3) Übergang zur neuzeitl. Gutswirtschaft im 16. Jh.; 4) Gestaltung der gutsherrlich-bäuerl. Verhältnisse (bes. in Cölpin); 5-10) Entwicklung Cölpins vom 18. Jh. bis zur Bodenreform 1945; 11) Entwicklung des Bauerntums in Mecklenburg-Strelitz von der Kolonisation bis 1820; 12) Bauernstellen in der Strelitzer Ritterschaft im 19. Jh. — Einige Aktenstücke und Karten sowie eine Tabelle alter Maße beschließen das Buch.

An dem Werk wird niemand, der über mecklenburgische Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte arbeitet, vorübergehen können. Für die zahlreichen angeschnittenen Probleme berichtet St. über den neuesten Stand der Forschung. Stets kann er sich dabei auf eine eigene, kritische Stellungnahme stützen, die begründet ist in einem reichen, im mecklenburgischen Boden wurzelnden Forscherleben.

B ü c k e b u r g

Franz Engel

in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 97. Jahrgang 1961, Nr. 581 S. 622.

P e t e r L a B a u m e, Die Römer am Rhein, 32 Bildtafeln, Bonn, Wilhelm Stollfuß Verlag, 75 S., 4,80 DM.

In Obertertia haben wir zum ersten Male etwas von dem grausigen Geschick der

römischen Städte Pompeji und Herculaneum gehört die (im Jahre 79 n. Chr.) im Aschenregen des Vesuvus untergingen. Ein Schauer überrieselte uns, als der Lateinlehrer davon erzählte. In unserer kindlichen lebhaften Phantasie stellten wir uns den vergeblichen Kampf von Mensch und Tier vor, dem Erstickungstode zu entfliehen. Aber dann vernahmen wir weiter, daß dies furchtbare Geschick einen einmaligen genauen Einblick in das damalige Leben einer römischen Stadt durch die Ausgrabungen ermöglicht habe. Und heimlich spielte wohl mancher von uns mit dem verwegenen Gedanken, diese Städte im tiefen Süden einmal aufzusuchen.

Die Römer haben jedoch auch im deutschen Land, im Rheinland, geherrscht und gegessen und natürlich ist ihre Lebensweise, ihr Haus und Hof und Garten, ihre Kunst, insbesondere ihre Architektur und Skulptur, auch das Theater und Amphitheater den Vorbildern der römischen Heimat entsprechend gebildet und weitergebildet. Uns in dieses hier auf deutschem Boden entstandene Leben einzuführen, das sich in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt im Rheinland abspielte, hat Peter La Baume in seinem Buch in geradezu vorbildlicher Weise vermocht.

Wir erhalten zunächst einen geschichtlichen Überblick. Mit dem berühmten römischen Feldherrn und Staatsmann Cajus Julius Cäsar betreten wir den rheinischen Boden, aber ohne die Furcht des Tertianers, seinen „Bellum Gallicum“ nicht genügend präpariert zu haben; hören wieder von der Niederlage des P. Quintilius Varus in der Schlacht im Teutoburger Wald im Jahre 9 nach Chr. Geb., erfahren, wie Postumus im Jahre 258 sich zum Gegenkaiser ausrufen läßt, Köln zur Residenz erhebt und nach dem Vorbilde Roms einen Senat und eine Praetorianergarde beruft. — Im Jahre 402 zieht der Vandale Stilicho einen Teil der rheinischen Truppen nach Italien ab, um gegen den Gotenkönig Alarich zu kämpfen. Damit nähert sich die Herrschaft der Römer am Rhein ihrem Ende.

Viele Religionen und Kulte, orientalische, italienische, ägyptische brachten die Römer in das germanische Land. Das Christentum trägt den Sieg davon. 270 ist Trier schon Bischofssitz!

Das Soldatenleben nimmt natürlich einen größeren Raum in den Ausführungen ein, ebenso die hochstehende Architektur und Technik der Römer. Und alles, was der Verfasser uns vor Augen führt, wird erschlossen (und gezeigt) aus den Denkmälern der damaligen Zeit. Wir sehen die Porta Nigra in Trier, dieses ohne Mörtel aus großen Quadern errichtete großartige Bauwerk, und die Römerbrücke in derselben Stadt. Vor fast 2000 Jahren führen die Römer aus der Eifel über eine schwierige Strecke von 77 km Länge das Wasser nach der Hauptstadt der Provinz Niederrhein, dem heutigen Köln. — Daß Kastelle und Grenzwall (limes) gebaut werden, nimmt uns nicht wunder, aber der systematische Ausbau des Straßennetzes (die sogenannten Römerstraßen (!), stellt eine ebenso glänzende organisatorische wie bauliche Leistung dar. Noch heute sind ja die Nachfahren, die Italiener, wegen ihrer hervorragenden Straßenbauten in der Welt bekannt.

In einem anderen Abschnitt wird uns der römische Mensch im damaligen Rheinland nähergebracht, vor allem das Antlitz, das ja den Charakter am reinsten widerspiegelt. Wenn wir die heutigen Rheinländer in ihrer besonderen Wesensart, in ihrem ganz verschiedenen Aussehen würdigen und schätzen wollen, müssen wir uns daran erinnern, daß Italiker, Spanier, Gallier, auch Nordafrikaner als Legionäre, Offiziere und Beamte ins Rheinland kamen, deren Blut noch heute in den Adern ihrer Nachkommen fließt.

Während die Germanen bei den zahlreichen und ausgedehnten Wäldern der Heimat ihre Wohnstätten aus Holz errichteten, bauten die Römer in Stein. So kommt es, daß wir von den Häusern der Germanen nichts mehr vorfinden, aber die steinernen Grundrisse der Römerbauten uns einen klaren Einblick in die alte Bauweise geben. Daher können wir uns auch ein gutes Bild von den großen Gutshöfen machen, in deren Häusern die Wände mit leuchtenden oder mit zarten pastellähnlichen Farben bemalt waren und der Fußboden z. B. des Speisesaals aus Mosaik bestand.

Wie in Rom, wurden auch in den Römerstädten auf germanischem Boden vorzügliche Heizungsanlagen (Heißluftsystem), eingebaut, die durch in die Wände verlegte Röhren die erwärmte Luft in die oberen Stockwerke führten. Das gleiche Prinzip finden

wir in den Bädern (Thermen), auf welche die Römer bei ihrer hohen Kultur in der Körperpflege besonderen Wert legten, und in denen wir das Schwitzbad (sudatorium), Warmbad (caldarium), das laue Bad (tepidarium) und das Kaltbad (frigidarium) finden.

Schließlich lernen wir noch Amphitheater und Zirkus kennen, Gladiatorenkämpfe und Wagenrennen, das Leben in der Schenke (taberna), wo ebenso wie im Hause der Wein gemischt wurde. Übrigens wurde der Wein, der von den Griechen über das Mittelmeer gebracht wurde, erst von den Römern im Rheinland eingeführt; ursprünglich trank man hier wie in Gallien und in Spanien Bier (cervisia).

Den Beschluß bildet ein Literaturnachweis über die wichtigsten einschlägigen Erscheinungen seit 1915.

Ausdrücklich sei noch einmal vermerkt, daß es sich nicht um eine trockene geschichtliche Darstellung handelt. Vielmehr will der Verfasser, wie auch der Klappentext besagt, anhand der Beschreibung erhaltener römischer Denkmäler dem Leser und Betrachter ein Bild des täglichen Lebens in römischer Zeit vermitteln.

Jeder, der das kleine Buch in die Hand nimmt, wird nach der Lektüre das Verlangen haben, noch einmal ins schöne Rheinland zu fahren, nun aber mit offenen Augen für das, was die Römer dort geschaffen und hinterlassen haben.

Druck und Ausstattung des Büchleins durch den Wilhelm Stollfuß Verlag sind mustergültig. P.

Peter La Baume, Colonia Agrippinensis, Kurzer Rundgang durch das römische Köln, Greven Verlag Köln, 1960, 62 S., 3,80 DM. 2. verbesserte und erweiterte Auflage.

Während wir in La Baumes Buch „Die Römer am Rhein“ in ernster, aber doch gefälliger, anregender Weise mit den Sitten und Gewohnheiten im römischen Rheinland bekannt gemacht werden, erhebt sein Werk „Colonia Agrippinensis“ höhere Ansprüche. Hier spricht betont der Custos des Römisch-Germanischen Museums zu uns, der Archäologe und Wissenschaftler. Das geht schon aus der lückenlosen Literatur hervor, die den einzelnen Abschnitten angefügt ist, aber auch aus den Grundrissen und Schnitten und den beigegebenen Plänen, die uns u. a. eine Übersicht über die Ausgrabungen des Praetoriums und der Regia geben.

In dem geschichtlichen Abriß erfahren wir, daß es schon im Palaeolithikum im Kölner Raum Menschen gegeben hat, wie der Fund eines neandertaloiden Schädels zeigt, und daß in der jüngeren Steinzeit das Kölner Stadtgebiet z. T. schon besiedelt war.

Bald nach dem Sieg Caesars im Jahre 53 v. Chr. Geburt über die im linksrheinischen Gebiet ansässigen germanischen Eburonen wurden die rechtsrheinischen Ubier hier angesiedelt, und es entstand das Oppidum Ubiorum, das 50 nach Chr. Geburt zur „Colonia“ (Köln) erhoben wurde. So wurde de jure Köln zur ältesten Stadt auf deutschem Boden, de facto allerdings Trier (Augusta Treverorum).

Im römischen Köln gab es mehrere Tempel, so den Marstempel, in dem das Schwert Caesars aufbewahrt wurde. Es gab auch ein Amphitheater. Quintus Tarquitius, Centurio der I. Legion, hatte innerhalb von sechs Monaten fünfzig Bären gefangen!

Wir hören dann von dem großen wirtschaftlichen Aufschwung Kölns im 2. Jahrhundert, dem Export nach Skandinavien, Ostdeutschland und Polen, dem üppigen Hausbau reicher Kaufleute, dem Ausbau der Gutshöfe zu Getreidegütern. Doch um 400 bedrängen Alanen, Burgunder und Sueben die Stadt, und 456 erobern die Franken Köln und machen der Römerherrschaft ein Ende. —

Der „Römerturm“ an der Ecke zur St.-Apern-Straße, mit reichem Mosaikschmuck ausgestattet, ist der besterhaltene Turm aus damaliger Zeit. Er ist zugleich mit der römischen Stadtmauer entstanden.

Dann werden eingehend das Prätorium und die Regia und ihre einzelnen Bauperioden besprochen. Hier hat Kaiser Postumus seine Residenz gehabt und nach römischem Vorbild einen kaiserlichen Hof eingerichtet, von dem aus

er zehn Jahre über ganz Gallien, Spanien und Britannien regierte. Die Regia war ein Prachtbau, vergleichbar etwa der Villa Tiberio auf Capri, möchten wir annehmen. La Baume stellt sie in Parallele mit dem Diokletianspalast in Split (Spalato), der allerdings eine Gesamtlänge von 180 m hatte, während der „Kaiserpalast“ in Köln 90 m Frontlänge besaß, also etwa die Länge des neuen „Carolinum“ in Neustrelitz.

In Köln stieß man während des Krieges im Jahre 1941 beim Bau eines Luftschutzbunkers auf große Gebäudekomplexe, in denen das berühmte „Dionysos-Mosaik“ gefunden und freigelegt wurde, das von dem Verfasser eingehend gewürdigt wird. Im Mittelpunkt steht das Hauptmotiv: Bacchus, der sich trunken auf einen Satyrn mit Thyrsos stützt. Je weiter wir uns vom Mittelfeld entfernen, desto mehr geraten wir von der kultischen in die private Sphäre. Es hat also eine Sakularisierung des Bacchuskultes stattgefunden.

Köln ist auch eine Stätte des frühesten Christentums im Rheinland, das zeigen u. a. die Kirchen St. Severin, St. Ursula und St. Gereon. Unter der letzten wurde der von uns abgebildete Isisaltar entdeckt, auf dem noch in einer Vertiefung die Asche des letzten Opfers gefunden wurde, worin eine Bronzemünze aus der Zeit um 345 lag: ein Zeichen, daß um die Mitte des 4. Jahrhunderts die ägyptische Göttin Isis noch in Köln verehrt wurde. Der Isisaltar befindet sich jetzt in der Sakristei von St. Gereon und kann dort besichtigt werden.

Über St. Severin wollen wir nur soviel sagen, daß wir hierin die Entwicklungsgeschichte einer Kirche vom 4. Jahrhundert bis in unsere Zeit lückenlos verfolgen können, etwas, was sonst weder im Rheinland noch im übrigen Deutschland möglich ist.

Es sei noch auf die Grabkammern in Weiden-Lövenich hingewiesen, die 1843 entdeckt wurden. Die beiden aus hellem, rötlich geflecktem Marmor geformten Büsten eines Mannes und einer Frau in mittleren Jahren mit edlen, ausdrucksvollen Gesichtszügen sind zweifellos eine besondere Kostbarkeit. Aber auch der große ovale Sarkophag in der Totenkammer soll hervorgehoben werden.

Zum Schluß weisen wir auf die „Schatzkammer des Römisch-Germanischen Museums“ hin, auf die dort ausgestellten römischen Gläser, insbesondere auf das Prunkstück römischer Glasschliffkunst, das erst am 1. April 1960 in Köln gefundene Diatretglas, auf die unverseht erhaltene Zirkusschale mit Darstellung eines Wagenrennens im Zirkus und auf ärztliche Instrumente (Skalpell, Sonden, Schröpfköpfchen).

Wer von uns möchte nach allem nicht bald einmal Köln auf diese Schätze hin besuchen und besichtigen? Wer wußte von diesen Kostbarkeiten? Seien wir dem Verfasser Dr. Peter La Baume und dem Greven Verlag in Köln dankbar, daß sie uns dies aufklärende, ausgezeichnete Büchlein an die Hand gegeben haben und nutzen wir die Stunde!

P.

Stille, Landschaft, Kreatur — Friedrich Grieses neues Buch / Von Heinz Liepman

Friedrich Griese, Das nie vergessene Gesicht, Roman. Verlag Sachse & Pohl, Göttingen, 327 S., 17,80 DM.

Sicher wird es eines Tages eine Friedrich-Griese-Renaissance geben; er ist einer der wertbeständigen deutschen Erzähler, der sich seit seinen frühen Romanen („Feuer“, „Der ewige Acker“, „Winter“ und vielen anderen) stets treu geblieben ist. 1890 geboren, gehört Griese zu den soliden, landschaftlich tief verbundenen Schriftstellern.

Griese stammt aus Mecklenburg, und alle seine Bücher sind voller Liebe und Heimweh. Er ist ein Dichter der heute fast vergessenen Kunst, die Stille und die Landschaft zu malen. Er schreibt mit einer unaufdringlichen Würde; selbst seine komischen, manchmal grotesken und skurrilen Charaktere und Szenen sind ernsthaft beschrieben, einfach und klar. Bei ihm, wie bei all den guten provinziellen Erzählern der deutschen Literatur ist die Fabel fast unwichtiger als der Gefühlston, in dem sie erzählt ist. Die Geschichte beginnt und endet irgendwo, sehr einfach; sie könnte weitergehen, und man legt das Buch nach der Lektüre fort, beeindruckt und nachdenklich: die Geschichte geht weiter.

Friedrich Grieses Roman „Das nie vergessene Gesicht“ ist wieder eine kurios lebendige, wunderschön altmodische und stille Geschichte aus seinem Mecklenburg; diesmal spielt sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf einem der von der Welt weit abgelegenen Gutshöfe, in denen seit vielen Generationen die gleiche Familie lebte und patriarchalisch regierte.

Direkt unter der Herrschaft, den Kapitänen, die das Lebensschiff ihrer Diener und Knechte, ihrer Häusler, Handwerker und Arbeiter steuerten, kam als eine Art Erster Offizier des Schicksals der Herr Pfarrer des Kirchdorfes. Und dann eben das Volk: die Bewohner der Dörfer und die Landstreicher, die in ihr Schicksal glücklich Ergebenen und auch die Ruhelosen. Aufsässige gab es noch nicht.

In diesem Roman hat „der Herr“ sich seine Frau aus einem fernen Land, man erfährt nicht, aus welchem, geholt; sie ist ruhelos. Ihr fehlt „der Frieden“. Sie stürzt tödlich mit ihrem Pferd, aber es ist, als habe sie es so gewollt. Das einzige Kind der Herrschaft, ein Mädchen, hat beides geerbt: die ruhige Würde des alten Geschlechts und die Unruhe der Mutter. Ihre Geschichte wird erzählt: wie sie ihren Frieden sucht, aber ihn niemals findet. Sie lebt unter den einfachen, aber nicht primitiven Menschen des Gutes und der Dörfer. Ganz am Ende ihres Lebens spricht sie die folgenden Sätze:

„In unserem Haus gab es ein Bild von einem Mädchen, das in einer ganz frühen Zeit die Tochter gewesen war, es hieß: Das nie vergessene Gesicht. Es gab auch einen Brief von ihr, den ich schon in meinen kindlichen Jahren nicht vergessen konnte, ich verstand ihn nicht, spürte aber wohl, was er bedeutet hatte. Von diesem Bild wurde ich geleitet, ihm bin ich gefolgt, und erst heute weiß ich es wirklich: der Mensch braucht ein Bild, ein Beispiel und ein Vorbild. Dabei stehe ich nun, und dabei werde ich wohl bleiben müssen, und es wird dann nicht mehr wichtig sein, wie es ausgeht.“

Ich habe diese Sätze zitiert, weil sie typisch sind nicht nur für Grieses Stil, sondern auch für seine Haltung zu den Menschen, die er erfindet. Sie sind alle und immer machtlos gegenüber dem Schicksal, das ihnen auferlegt ist. Alles Gute, das es im Leben dieser Menschen gibt, wird bewirkt durch das Beispiel, das Vorbild der Herrschaft und des „alten Probstes“, des Pfarrers. Und alles Böse kommt immer nur vom Schicksal und den Naturgewalten. Die Personen in diesem Buch kennen nur eine fast heidnische und mystische Ergebenheit in das, was sie Schicksal nennen.

Ob die Welt, die Griese beschreibt, jemals so gewesen ist, kann ich nicht beurteilen. Aber Griese ist weder ein Fotograf seiner Charaktere, noch malt er sie wie ein Impressionist. Er ist ein Dichter, wenn dieses altmodische Wort erlaubt ist, der das Recht auf seine Vision hat, weil er sie glaubhaft erzählt. Der Leser, obgleich er sich nicht identifizieren kann mit diesen Menschen aus einer allzu fernen Vergangenheit, die noch nichts wußte von sozialen Ansprüchen und Psychologie — er wird hineingezogen in Teilnahme an diesem fremden Leben durch die Fabulier- und Sprachkunst des Schreibers. Ich glaube, daß Friedrich Griese ein bedeutender und ein wichtiger deutscher Erzähler ist — ich kenne keinen unter den Lebenden, der uns wie er das Eigenleben der Landschaft und der Tiere nahebringen kann. Landschaft und Kreatur atmen und leben in Grieses Roman; nur die Menschen leiden, aber in Wirklichkeit weniger am Schicksal als an sich selbst und an der Demut.

Aber gerade diese Demut und ihre Lebensordnung beschreibt Griese mit Heimweh und mit großer innerer Teilnahme. Vorbild und stille Würde sind seine Ideale menschlicher Haltung. Natürlich hat er das Recht zu seinen Idealen, obgleich wir heute wissen, daß sie nicht genügen — und auch wohl nie genügt haben. (Die Welt, 16. 2. 63)

Als Mecklenburger danken wir dem Rezensenten Heinz Liepmann für sein Eindringen in die schwerblütige Art unseres norddeutschen Schlages und für die Worte und Gedanken, die der bekannte Kritiker und Publizist für unseren großen Dichter gefunden hat. Aber mit seinem letzten Wort können wir uns nicht einverstanden erklären: „Vorbild und stille Würde sind seine (Grieses) Ideale menschlicher Haltung . . . Wir wissen heute, daß sie nicht genügen — und wohl nie genügt haben.“

Wir hatten auf dem Gymnasium Carolinum als Direktor den alten Geheimrat Professor Dr. Theodor Becker. Er hat uns viel gegeben an Wissen und feinsinniger Interpretation. Aber über allem stand sein Vorbild und seine Würde. — Der vorletzte Kom-

mandeur des Inf.-Regts. 48 in Neustrelitz war der spätere Generalleutnant Graf von Sponeck. Als er von Hitler den Befehl erhielt, mit seiner Lüftlande-Division eine bei Rostow zu weit vorgedrungene SS-Division aus der Umklammerung zu befreien, verweigerte er den Gehorsam mit der Begründung, er würde bei der bestehenden Lage nicht nur die SS-Division nicht retten können, sondern auch seine eigene der sicheren Vernichtung preisgeben. Diese Verantwortung könne er nicht tragen: Folge: Nach wiederholter Kriegsgerichtsverhandlung — in der Sponeck erklärte, er würde, wenn er sich noch einmal vor dieselbe Entscheidung gestellt sähe, genau so handeln — wurde das Todesurteil zurückgenommen. Es blieb: Aberkennung des Ranges, Verlust aller Ehrenzeichen, auch des Ritterkreuzes, Haft in der Festung Germersheim. Nach dem 20. Juli 1944 Ermordung in der Haft: Vorbild und stille Würde! — Sollen wir nun noch sprechen von Jesus und Buddha? P.

Wilhelm Prillwitz, Beiträge zur Geschichte der Ratzeburger Stadtschule, Ratzeburg 1957, 88 S., 23 Abbildungen.

Unser Caroliner Rektor Wilhelm Prillwitz hat mit diesem Heft eine vorbildliche Arbeit geleistet. Von der Zeit, als Ansverus mit seinen Mönchen vor mehr als 900 Jahren auf dem St. Georgsberge wirkte, bestand sicher schon eine Schule bei dem Kloster. Von dort aus führt uns Prillwitz mit guten Plänen, Übersichten und Bildern, 71 Quellenangaben und einem Anhang mit der Schulordnung von 1772 bis in die neueste Zeit. Wir möchten auch dem Heimatbund und Geschichtsverein Herzogtum Lauenburg e. V., der für die Herausgabe Sorge getragen hat, unsere Anerkennung aussprechen. P.

Ernst-Barlach-Gedenkstätte, Gertruden-Kapelle, Güstrow, 1962. So nennt sich das kleine, aber ausgezeichnete Heft, das mit einem Vorwort von Marga Böhmer eingeleitet wird und mit einer Skizze über Ernst Barlach von Hugo Fetting versehen ist. Als Herausgeber zeichnet das Heimatmuseum Güstrow.

Mit der Einrichtung der Ernst-Barlach-Gedenkstätte hat die Stadt Güstrow eine sittliche Pflicht in einer feinen, stillen Art erfüllt, wie sie dem großen Künstler, der Güstrow zur Heimat wählte, entspricht. Wieviel Leid mußte Ernst Barlach in Güstrow erfahren, als der Schrei über die „Entartete Kunst“ auch ihn traf! Nun ist auch durch diese Gedenkstätte ein kleiner Teil der großen Schuld abgetragen. 24 Abbildungen führen P. in Barlachs Werk ein.

Volkslieder aus Mecklenburg, hgg. von Dr. Hans Erdmann, Petermännken Verlag, Schwerin, 1960, 150 S., 6,— DM.

Der Band bringt neben einer Einleitung und einem Quellen- und Literaturverzeichnis eine Fülle von herrlichen Liedern, die wir teils als kleine Wichte, teils in der Schulzeit kannten und sangen, wie Suse, leiwe Suse; Kiekbusch und Mudder Wittsch usw. Wenn's noch einmal was zu retten gälte, dies kleine Büchlein würde ich in mein Gepäck nehmen. — Man muß seinem Buchhändler bei der Bestellung sagen, daß es über die Firma KAWÉ, Berlin, zu besorgen ist. Besorgungszeit etwa 4 — 6 Wochen.

Charlotte Stier, Buchhändlerin (Lyzeum 1925 — 32), 446 Nordhorn, Hauptstraße 25

Gerd Lüpke, Dome, Kirchen und Klöster in Mecklenburg, mit 96 Kunstdrucktafeln, Zeichnungen, einer Karte; Wolfgang Weidlich Verlag, Frankfurt/M., 16,80 DM. — Im selben Verlage sind schon erschienen: Gerd Lüpke, Mecklenburg und Vorpommern, 19,80 DM und Helmut Sieber, Schlösser und Herrensitze in Mecklenburg. Die vorgenannten Bücher liefert sofort: Friedr. Benduhn, 338 Goslar-Jürgenohl, Bromberger Straße 9, Postfach 879.

Rudolph Jacoby: Die zweite Auflage des in mehrere Sprachen übersetzten Imker-ABC unseres Caroliners R. Jacoby ist in Vorbereitung. Wir werden das Erscheinen melden.

Bernhard Trittelwitz, To lütt för de Leev, Verlag der Fehrsgilde Hamburg, ist soeben in 2. Auflage erschienen. Der Schüler-Roman spielt in Putbus auf Rügen. Im Mittelpunkt steht das Pädagogium mit seinen Lehrern und Schülern. Die plattdeutsche Sprache gibt dem Werk den Charakter. Wer kennt sie nicht, die Zeit der ersten knospenden Liebe?

Uns' plattdütsch Eck

Oltspraken Wüür

1. Abends weet de mehrste Mann,
wat wi daags för Wärer ha'n.
2. Sünndaagsche Fru un alldaagschen Mann
dat is för wiß kein gaud Gespann.
3. Wonäm kein Anfang is, is ok kein Enn'.
4. Stoehnen is de halve Arbeit; gaud Geschirr de anner Hälft.
5. Wenn 'n de Arbeit nich räkent, harr 'n nix tau daun.
6. Ümmer deisülvig Arbeit ward licht olt smecken.
7. Gegen 'n Föör Meß kann 'n nich anstinken.
8. Wat tau'n Backeltrog uthaugt is, dor ward sin Läv kein Vigelin ut.
9. Den langsam gahn de Backen, gahn langsam ok de Hacken.
10. 'n basch Wuurt höllt 'n Kierl vonne Döör.
11. Wo bäter ein sik bedd't, wo bäter as hei slöppt.
12. Dei'n Stück Kuurn von'n Enn' besüht un 'n Frugensminsch von achtern, dei
is licht bedragen.
13. Bäter weiten is kein Kunst, oever bäter maken.
14. Bäter dröög Brot in Fräden as Saden un Braden in Striet.
15. Buur blifft Buur, un wenn hei bet Middag slöppt.
16. Jeder Buur röhmt sin eigen Bodder.
17. Dat is kein Kunst, Buur tau warnn, oevers tau bliven.
18. Wenn 't Mood is, ritt de Buur uppen Ossen tau Kark.
19. Jeed Land hett sin Wies', jede Buur sin Spies'.
20. Tau 'n Danzen hüürt mihr as 'n poor Schauh.
21. Fleuten Dierns un kreißen Hähner doegt nix.
22. Singen Dierns un fleuten Knechts, dei ward all min Daag nix Rechts.
23. Junge Dierns sünd kein Wohrappel.
24. An olle Hüüs' un olle Frugens is alltiet wat tau flicken.
25. Twei Fohrlüüd up einen Wagen dögg't nix.
26. Wat de Ollen snackt inne Kaat, singt de Jungen uppe Straat.
27. Slicht Musik blifft slicht Musik, ok wenn s' von 'n hogen Toorn blaas't ward.
28. De ollen Lüüd sünd ok kein Narrn wäst.
29. Wat jung is spält, wat olt is noelt.
30. Dat grote Wuurt hebben, is noch lang' kein Recht hebben.

Hans Meese

Mecklenburgische Anekdoten

vertellt von Irmgard Unger-Brückner

In'n Bezirk Grevesmühlen, twischen Boblitz un Mühlen-Eichsen, wier ehs'n besonnern erföhrenen un kloken Gootsbesitter togangen, de mit so väl Erfolg wirtschaften deh, dat he in de ganze Gegend un ok noch 'n End wieder, 'n berühmten Mann worn is, un as Domänenrat 'n noch höheres Ansehn geneten kunn von wägen siene gottbegnad'te Klokheit. Sien Nam was ok Klockmann. Dohrmit har dat denn sien Richtigkeit, un he künn sick ja ok 'n Strämel inbillen, üm so mihr, as ehn von sien groten Lännerien noch mit 'n extra uterläsenen Nam uttektent wier, den 'n dat in de ganze Welt nich noch ehmal gäw, nämlich Fräulein Steinfort.

As nu de berühmte Klockmann ehs tom Kaiser-Diner in Rostock bifohlen wier, hett em de Oberhofmarschall upfordert, as Domänenrat twischen twee hoge Staatsminister Platz to nähmen. So hett he denn in siene drullige Ort nahsten vertellt: „As ick nu förüch kehm, dunn harn S' mal sehn süllt, wo de Annern keken! Ick sär em oewer, 't is doch ümmer wat wiert, wenn 'n wat von'n Titel hett!“

He wier so beindruckt von disse Ihrung, dat he meent, hier har de Vörsellung ehr Hand in't Spill för em as kloken Mann un Domänenrat, so dat he sülwst in'n Drohm nicht dohrvon loskehm. So vertellt he denn ok, wat em dröhmt hett, dat he partu in 'n Himmel rin wull, üm sick dohr as Domänenrat uttowiesen: „Oewer as ick nu an de Himmelsdöhr kehm, wull Petrus mi nich rinlaten, denn he säd, he kennt mi nich un ick wier ja ok noch gornich fällig. „Dat is ja ok ganz egal“, säd ick, „ick bün doch de Domänenrat Klockmann up Fräulein Steinfort, un ick will doch to unsen Leewen Gott.“ „Denn kumm man rin“, secht Petrus, un makt mi de Döhr up. Ick güng denn nu stracks in den Himmelsaal, un as de Leewe Gott mi gewohr ward, freugt he sick un röpt sienen Soehn, „Nu kiek mal, dohr kümmt ja uns' Domänenrat Klockmann! Jung, stah up!“



In Nigenbramborg in de Nieduhrstrat, an de Eck von de lütt Behmenstrat, wo gradto de Utsichterker von Dörchläuchting sien Komödienhuus to sehn is, wahnte vör välen Johren een Koopmann A. Vietze. He wier 'n lütten rundlichen Kierl mit 'ne stramme Näs' int Gesicht, un up de Näs' seht 'ne lütt Wratt. Oewer dat schad' em nich, he wier 'n netten fründlichen Mann un har dat bannich ruter mit de Rädensort „Dat 's all verschieden“.

Enes Dags kümmt ne oll Fru mit ehren Bumelkorf in'n Laden rinn, un fröcht: „Herr Vietze, wat kost' de Koffich up Stunn's?“ „Je“, secht Herr Vietze, „Dat 's all verschieden“. „Weck kost' ne Mark, weck kost' 'n halben Dahler, un de ganz goode, de kost'n Dahler. Dat 's all verschieden.“ „Na“, secht de oll Fru, „Herr Vietze, denn gäbens mi man een Pund to'n Dahler“. „Dat's all verschieden“, secht Vietze, „Weck Lüüd drinken 'n billigen Koffich, oewer Se drinken leewer

ne good Taß Koffich, is all verschieden“. „Ach,“ secht, de oll Fru, „Herr Vietze, de Tüt koenen Se sck spohrn, schürrens mi man den'n Koffich glik in dissen Pott“. Un dormit stellt se ehren Bummelkorf up'n Ladentisch. In den'n Korf stünn 'n ollen schwarten Pott. Un he schütt' den' Koffich dohr rinn. „Dat 's all verschieden!“ secht oll Vietze, „weck Lüüd nähmen den'n Koffich leewer in 'ne Tüt, un Se nähmen em leewer in'n Pott, dat's all verschieden“.

So, nu geht't an't Bitalen. „Horre ne“, secht de Ollsch, „nu heff'k doch rein mien Geld vergäten“. „Dat's all verschieden“, secht Vietze, „weck Lüüd betalen glik, un Se hemm't Geld vergäten. Dat's all verschieden“. „Na“, secht de Ollsch, „ick sett den'n Pott hier in't Regal un hal dat Geld“.

De Dag geht henn, abends, as Vietze den Laden tomaken will, süht he den'n Pott in't Regal. „Na“, denkt he, „schürr man den'n Koffich in'n Sack torüch“. Dunn nimmt he den'n Pott. „Nanu! Pottsduuner! So'n Schlusuhr! De Pott hett ja gorkeen 'n Bodden nich. Dat's all verschieden“, secht he, „weck Pött hemm'n Bodden, un weck Pött hemm'n keenen Bodden. Dat's all verschieden“.

Ick bün Heinrich Sliemann uth Athen

Der Ober-Postsekretär P. in Neumünster (Holstein) erzählte vor einigen Tagen von seiner Begegnung mit Heinrich Schliemann. Eines Tages, sagte der Beamte, trat vor seinen Schalter auf der Poststation zu Waren in Mecklenburg eine eigenartige Persönlichkeit, der man nach Miene und Kleidung sofort das Außergewöhnliche ansah; eine gedrungene Figur mit Brille und Staubmantel, auf dem ergrauten Haupt einen originellen Hut, wie er unter südlicheren Himmelsstrichen Sitte ist. Ein mecklenburgisches Landekind mußte der Herr sein, denn er fragte in dem Idiom Fritz Reuters: „Kann ick wol Extrapost kriegen nah Räwel?“ Das Wort „Räwel“ wurde mit größtmöglicher obotritischer Breite gesprochen. Der Beamte lächelte erstaunt und entgegnete in hochdeutscher Sprache, ob es nicht gerathener wäre, wenn der Fremde das billigere Beförderungsmittel, nämlich die in einigen Stunden abgehende Personenpost, erwählte. Aber der Fremde bestand auf seinem Vorhaben und meinte, sich wieder seiner Landessprache bedienend: „Ne, geben's mi man Extrapost; ick bün dat so gewennt all' de Johren, wo ick min Swester in Räwel besöken doh; hew' ok nich veel Tid, denn ick bliew' man eenen Dag doar.“ Dagegen war also nichts zu machen, der Beamte kam ihm entgegen, legte die nöthigen Papiere bereit und bat dann um den Namen des Ankömmlings, den er einzutragen hätte. Der Fremde sagte: „Ick bün Heinrich Sliemann uth Athen.“ Der Beamte schnellte empor, sah sich seinen Landsmann jetzt genauer an und sprach: „Geehrter Herr Doktor, ich bin hochehrent, einen so berühmten Mann vor mir zu sehen.“ „Ach, miin leiwe Fründ“, erwiderte Schliemann, „de Berühmtheit is nich so wiet her, dat schriewen se man immer so in de Zeitungen. In Mecklenborg bün ick nix anners as Heinrich Sliemann und in Mecklenborg spreek ick nix anners as Plattdütsch.“ Der Beamte traf sofort Anordnungen, ließ die beste Chaise aus der Post-Remise, die schönsten Pferde aus dem Stall holen, machte sich schleunigst dienstfrei, bat, ihm bis zur nächsten Poststation Gesellschaft leisten zu dürfen, was gern gestattet wurde, und Schliemann machte sich daran, seine Pakete und Paketchen zu ordnen. Der Beamte konnte nicht umhin, die schüchterne Bitte an ihn zu richten: „Herr Doktor, nehmen Sei't nich vaer ungod, aewer hebben Sei nich so'n lütt Andenken vaer mi? De Gelegenheit is günstig; wann kriegt wie uns je wedder to sehn.“ „Worüm

denn nich?“ sagte Schliemann, öffnete ein Packet und überreichte dem Jünger Stephans ein werthvolles Stück einer altgriechischen Halskette und seine Visitenkarte. Im Laufe der Unterhaltung erzählte Schliemann noch, daß er bald nach Paris ginge, wo seine Frau, die Griechin Andromache, zurückgeblieben sei, um dort Bäder zu gebrauchen, daß er von Paris über Marseille nach Griechenland zurückreise, um sich dann eifrig den Ausgrabungen in Mykene zuzuwenden. Als beide sich zum Abschied herzlich die Hände geschüttelt, rief Schliemann wiederholt: „Grüßen’s all miin leiwen, leiwen Landslüe und dat so recht vun Harten und seggen’s ehr, dat Heinrich Sliemann de Mecklenbörger siehr leiw har, und se sülln em ok nicht vergäten!“ (Röbeler Zeitung, Februar 1891).

Nah Hus

‘T is Pingstertied, de Fleder bläuht,
spansch Fleder, glatt un krus;
wat is dat doch ‘ne lachen Freud
in’n Dörp bi mi tau Hus.

An’n Tun, dor waßt all lange Johr
de Fleder, rot un witt
un ümmer ward dat wedder wohr,
hei bringt dat Frühjohr mit.

Un bringt mi in mien krankes Hart
de Rauh, wor mi nah lengt,
mi is, as wenn so jung mi ward,
‘ne nige Tied anfängt.

‘T is Pingstertied, de Fleder bläuht,
spansch Fleder, glatt un krus —
wat is de Ruch so leiwlich säut.
Künn ick nah Hus, nah Hus!

C. F. M.

— Druckfehler in Heft 36 —

Im *Nachruf für Paul Dörwald*, S. 89:

Z. 7 von oben: das Wort „andere“ vor Zitat ist zu streichen.

In Anmerkung ¹⁾ muß es heißen: Ilias VI (statt Ilias IV)

In Anmerkung ²⁾ muß es heißen: 1846 (statt 1946)

Der Verfasser des Aufsatzes, Oberstudiendirektor H. E. B a n k e r t, wohnt in Worms, Alzeyerstraße 112

In „*Seltsamer Reigen am elften November*“, S. 95:

Z. 15 von unten: nach s e i n e r musikalischen Begabung (nicht: meiner)

Viktor Prütz war hervorragend musikalisch begabt; auf einem Schulfest, ich glaube 1912, wurde bei einer Aufführung von „Peter Squenz“ eine Ouvertüre gespielt, die Viktor dazu eigens komponiert hatte. (H. Rössler)

In „*Anmerkungen zur Baugeschichte des Schweriner Schlosses*“ muß es S. 86 Mitte und Fußnote 4 Jörg Unkair (statt Unklair) heißen.

Vermischte Beiträge

Geboren

Dr. med. Conrad Kalkschmidt wurde am 28. Dez. 1962 das neunte Enkelkind geboren. — Ursula Müller-Praefcke und Vikar Hans Müller-Praefcke zeigen die Geburt ihrer Tochter Susanne Christine an. — Gudrun und Peter Schweizer, Fellbach, teilen voller Glück die Geburt ihres Sohnes Achim mit. Gudrun Schweizer ist die Tochter unseres im Felde gebliebenen Caroliners Amtsgerichtsrat Dr. Otto Knacke.

Verlobt

Wiebke Ohle — Theodor Pyl, Dr. rer. nat. habil., Neustrelitz — Greifswald, 2. Dezember 1962.

Verheiratet

Dr. rer. nat. habil. Theodor Pyl mit Wiebke Pyl geb. Ohle, Greifswald, Tochter von Studienrat i. R. Hans Ohle. — Dr. med. Günter Krieger mit Waltraud Krieger geb. Schröder, Münster und Herbern/Westf. Waltraud Krieger entstammt der Stadt Feldberg. Sie besuchte (wie ihre Mutter Elfriede geb. Wils) das Lyzeum, später die Staatl. Oberschule f. Jungen und Mädchen in Neustrelitz.

Examina, Beförderungen pp.

Dr. Ernst Urbahn beging am 15. 2. 1963 sein goldenes Doktor-Jubiläum. — Dr. med. dent. Hölzel, Dresden, Schwiegersohn von Studienrat i. R. Heinrich Sterley, wurde zum Sanitätsrat ernannt. — Dipl.-Ingenieur Hans-Dieter Schäfer, Minden, wurde zum Bundesbahnberrat befördert. — Obermedizinalrat Dr. med. Friedrich Lube, Braunschweig, feierte sein goldenes Doktor-Jubiläum. Das von der Universität Göttingen erneuerte Diplom wurde ihm durch die Ärztekammer überreicht. — Vor 50 Jahren, am 31. März 1913, trat Oberstudienrat Dr. Arthur Hordorff seinen Dienst am Carolinum in Neustrelitz an, wie uns einer seiner alten Schüler mitteilte. Wir gratulieren ihm zu diesem Erinnerungstage, der, wie wir sehen, unvergessen ist. Dr. Hordorff nahm auch am 3. Marburger Treffen im Kreise seiner alten Schüler und Freunde teil.



Marburg 1962 — Oberstudienrat Dr. Hordorff im Kreise alter Abiturienten

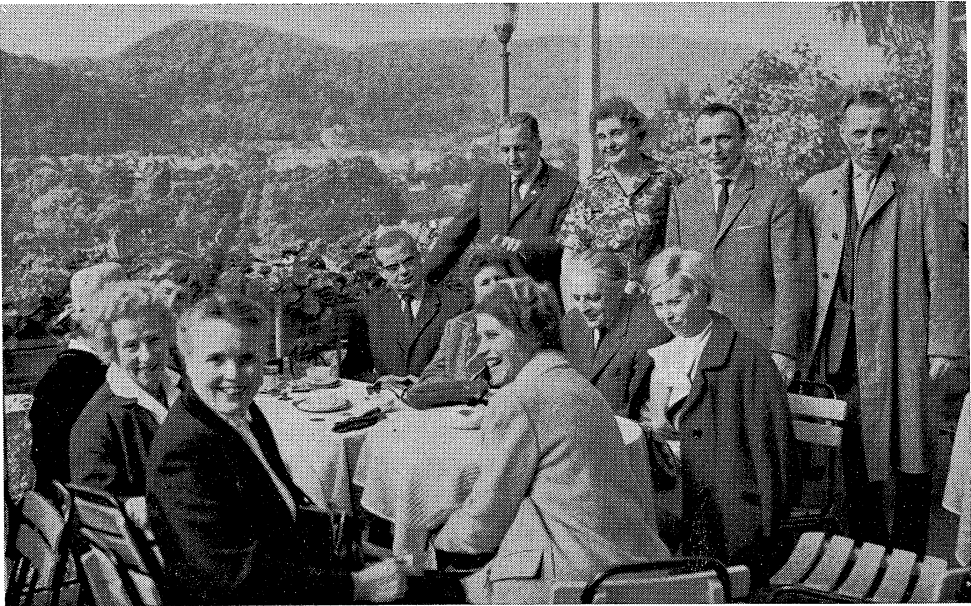
Geburtstage

Am 7. April 1963 feiert Dr. Ernst Urbahn, Zehdenick/Havel, Poststraße 15, seinen 75. Geburtstag. — Frau Martha Magnus, Goslar, Witwe des verstorbenen Neustrelitzer Apothekenbesitzers Dr. Magnus, konnte in voller Gesundheit ihren 85. Geburtstag begehen. — Am 11. 2. 1963 konnte Obermedizinalrat Dr. med. Friedrich Lube seinen 75. Geburtstag feiern. Es wurden ihm zu dem Tage reiche Ehrungen zuteil. Lube, der schon als junger Arzt sich in Braunschweig niederließ und später dort Chefarzt des Krankenhauses war, nahm auch die Stellung eines Stadtrates und des Leiters des Städtischen Gesundheitsamtes ein. Auch war er als Dozent an der Volkshochschule tätig und gab medizinisch-ethische Publikationen heraus. Innenminister Bennemann überreichte dem Jubilar im Auftrage des Ministerpräsidenten das Verdienstkreuz I. Klasse des niedersächsischen Verdienstordens. Frau Lube erhielt am selben Tage als Auszeichnung für ihren Einsatz in der Bekämpfung der Tuberkulose das Bundesverdienstkreuz. — Studienrat i. R. Hans Ohle, Neustrelitz, beging in voller Rüstigkeit seinen 70. Geburtstag. Er widmet sich nach wie vor seinem geliebten Segelsport. — Rechtsanwalt Dr. Weber, Neustrelitz, feiert am 13. Mai 1963 seinen 80. Geburtstag. — Am 12. Mai 1963 feiert Lisa Haensch geb. Rieck ihren 75. Geburtstag. — Dipl.-Ing. Hans Reinke, Berlin, wird am 21. Juni seinen 70. Geburtstag begehen können. — Oberstudiendirektor a. D. Paul Alms, früherer Leiter der Studienanstalt in Rostock, jetzt München, beging am 27. 3. 1963 seinen 80. Geburtstag.

Gestorben

Am 21. Januar 1963 verstarb Werner Reimann in Frankfurt/Main. Alle drei Marburger Treffen hat er treu besucht. Wie die Altstrelitzer schon auf dem Gymnasium ein besonderes Band umschloß, erschienen sie auch auf unseren großen Festen in corpore. Sie werden sehr um den heimgegangenen Kameraden trauern, aber auch unser Herz ist betrübt. Mit ihm ist der letzte der drei Brüder Reimann von uns geschieden. Im Heft 25/26 des „Carolinum“ neben S. 65 ist Werner R. noch mit unserem im September 1962 verstorbenen Max Reichelt auf dem Bilde zu sehen. Hans Wilda, der ebenfalls zu der Gruppe gehört, ist als erster aus dem Leben gegangen. — Forstmeister a. D. Hellmuth Braungartt, Alsfeld, geb. 28. 11. 1891 ist am 29. Dez. 1962 nach schwerem Leiden verschieden. Auf dem letzten Marburger Treffen weilte er noch mit seiner Gattin in unserem Kreise und nahm an allen Veranstaltungen teil. Daher traf uns die Trauerbotschaft doch unvermutet. Hellmuth Braungartt hinterläßt seine Gattin Frieda Braungartt geb. Toebe und seine Tochter Jutta, die sich noch im Studium befindet. Möge er, der so gern aus seiner Jugendzeit erzählte, nun in Frieden ruhn. — Mit großer Trauer werden alle die Nachricht von dem plötzlichen Tode Carl Stiefels vernommen haben. Gerade wollte er sich zur Ruhe setzen (er stand im 65. Lebensjahr) und hatte mit seiner Frau Annemarie geb. Frenz einen kleinen ländlichen Ruhesitz am Bodensee erworben und vorbereitet, da trat der Tod an ihn heran. Wir haben mit ihm nicht nur einen Freund verloren, sondern auch einen Menschen, der eine ungewöhnliche Gabe der Hilfsbereitschaft, der Aufgeschlossenheit für die Schönheit der Natur im eigenen Garten und für alles Schöne und Gute im Bereich von Kunst und Literatur besaß. Ehre seinem Andenken. — Kreistierarzt i. R. Dr. med. vet. Otto Bentzin, Döbeln, ist im Alter von 80 Jahren aus diesem Leben geschieden. Mit ihm ist wieder einer der alten, um nicht zu sagen der ältesten Caroliner von uns gegangen, der seiner alten Schule und der Heimat bis zuletzt die Treue bewahrt hat. Alljährlich verlebte er einige Wochen in dem geliebten Feldberg. So manche Stunde saß er über den Carolinerheften, die ihm viel bedeuteten und große Freude brachten, und so lange es ihm möglich war, traf er sich in Berlin auch mit den Freunden und Kameraden seiner Jugend. Dem „Carolinum“ hat er wiederholt geschrieben und im Jahre 1961 noch das Bild der Quarta des Realprogymnasiums 1895 (Carolinum, Nr. 34, neben S. 112) geschenkt. — Maria Seeländer geb. Koeber ist nach langem Leiden am 22. Sept. 1962 in Berlin-Steglitz durch einen sanften Tod erlöst worden. Sie wurde am 24. 12. 1896 in Zeckerin, Krs. Sonnenwalde, geboren und kam mit 13 Jahren nach Neustrelitz, wo sie das Lyzeum bis zum Abschluß besuchte. Nach ihrer Heirat übersiedelte sie nach Berlin. — Nach Voll-

endung seines 90. Lebensjahres verstarb in Göttingen Admiralarzt a. D. Viktor Praefcke. Mit ihm ist nicht nur ein treuer alter Caroliner von uns gegangen, sondern auch das Oberhaupt der weitverzweigten mecklenburgischen Familie Praefcke. So war für alle Familienmitglieder Göttingen und das Haus Praefcke der zentrale Punkt. Viktor Praefcke war ein gütiger Mensch und ein von viel Humor durchsonneter Charakter. Die Härten des Lebens lernte er in seinem Dienst und während des 1. Weltkrieges in Tsingtau besonders stark kennen. Sein Haus war auch den Freunden der Familie stets offen: — Der frühere Drogist Wrege, Neustrelitz, der durch die Ungunst der Zeit seine Drogerie aufgeben und das Geschäft seines Vaters übernehmen mußte, ist an den Folgen eines Sturzes gestorben. Er besuchte das Realgymnasium bis zur Obersekunda.



Marburg 1962 — auf der Terrasse des Kurhotels Ortenberg

Aus Briefen

Otto von Sassen (Berlin): „Ich habe die Briefe [Wilhelm Unger, Carolinum Nr. 36, S. 30 ff] sofort studiert und finde sie in jeder Beziehung ausgezeichnet, vor allem die Betonung des ewig Menschlichen darin, die Zuneigung zwischen Eltern und Kindern, die Hochachtung und Ehrfurcht der Kinder den Eltern gegenüber. Vorbildlich Brief 36, die Antwort des Vaters setzt absolutes Verständnis seitens des Sohnes voraus, die Selbsteinschätzung des eigenen Wertes, die Offenheit in anderen Briefen, der überlegene Witz — alles das macht die Briefe sehr wertvoll, dazu die Einblicke in das kulturelle Leben der Zeit.“ — Mrs. Bryher (London): How very interesting that Schlie-
mann was at your Grammar School. I read a life of him and what a strange person he must have been. I visited his widow in Athens. I remember only she was strange and wild and showed us things from Troy. — Hermann Bruns-
wig (Argentinien): Mit Betrübnis nahm ich Kenntnis vom Tode Paul Reckes, mehr noch Frau Eva Siehls geb. Piper, mit der meine letzte Verwandte in Neustrelitz gestorben ist . . . Ausgezeichnet wieder Steinmanns Beitrag, sowie die kulturhistorischen Beiträge über das Schweriner Schloß, den Ratzeburger Dom, die Schule in Schönberg. — Dr. U. Fischer: Sehr gefreut habe ich mich über das schöne Bild von Marie Hager, der „Preistemariek“ in Dargun, die dann später in Burg Stargard wohnte. — Ernst Clodius: Wir haben

laufend von allen Kindern in Ost und West und im fernsten Westen — ein Sohn ist seit Juni 1961 in Vanvouver British Columbien, Canada — gute Nachrichten. — Dr. W. Ger-
 nentz: In Hamburg ist vor einiger Zeit ein neues Barlach-Museum eröffnet, eine
 Stiftung von Reemtsma, der dafür seine sämtlichen Plastiken des Meisters, alles
 Originalhölzer von höchstem Werte, zur Verfügung gestellt hat. — J. Walchhütter:
 Seite für Seite habe ich mit regem Eifer gelesen und mich besonders über das bildliche
 Wiedersehen nach 60 Jahren mit meinem alten Professor Haberland gefreut. — Von der
 Kunstbibliothek in Berlin-Charlottenburg und von den staatlichen Kunstsammlungen Kassel liefern anerkennende Schreiben zu der
 Monographie von Prof. Dr. Eckhard Unger ein. — Dr. Ernst Urbahn: Hermann
 Brunswig bitte ich mitzuteilen, daß ich leider nicht die großen Sammlungen von Oberst
 v. Nolte und Müller gekannt habe. Ich war ja ein viel zu kleiner und schüchterner
 Anfänger, um mich zu einem großen Oberst zu wagen. Später freilich habe ich seinen
 Namen oft in der Fachliteratur gefunden und habe auch in meiner Pommernfauna einige
 seiner Hauptfunde für Mecklenburg-Pommern veröffentlicht. — Hermann Brunswig
 hat mir seinerzeit, als er Abitur gemacht hatte, eine Schachtel voll selbstgesammelter
 Schmetterlinge geschenkt, die mir große Freude bereitet haben. Es war z. B. *Satyrus*
dryas dabei, ein großer Tagfalter, den ich damals noch nie gefunden hatte. Da kannte
 ich seine eigentlichen Biotope noch nicht. Bei Müritzhof ist er auch häufig. Brunswigs
 Falter habe ich lange aufbewahrt und in Ehren gehalten, das Kriegsende hat sie ver-
 nichtet. — Und dann weiß ich noch, daß H. B., der ja ein sehr guter Turner und Sportler
 war, beim Eislauf über den Ziercker See und bis nach Wesenberg den Schnelligkeits-
 rekord damals hielt. — Käte Heyn: Der Festvortrag über Schliemann von Prof.
 Hampe hätte Ernst gefreut. Und dann der Pirschgang auf Schmetterlinge! Auch der
 Aufsatz über Prof. Kraepelin, bei dem er in München Staatsexamen machte. Von den
 Ausführungen Korvettenkapitän Brunswigs ganz zu schweigen, den er als Schüler schon
 hoch schätzte. — Ruth Kohlmeier (Südafrika): Ich möchte Ihnen zwei Postkarten
 mit der bezaubernd schönen „*Strelitzia Reginae*“ schicken. Angeregt durch den inter-
 essanten Artikel in unserer Zeitschrift habe ich mich mit unserem Gärtner in Verbin-
 dung gesetzt und 3 *Strelitzias* in unserem Garten, nahe am Swimmingpool, gepflanzt.
 Jede Pflanze soll bis zu 6 oder 8 solcher Blüten tragen. Ich werde meinen Mann bitten,
 einige Buntaufnahmen davon zu machen . . . Allen denen, die sich mit soviel Zeit und
 Liebe unserer Caroliner Zeitschrift widmen, meinen herzlichsten Dank! — Ursula
 Bausch: In Heft 35 hat mich ganz besonders der Festvortrag über Heinrich Schlie-
 mann von Prof. Hampe, Heidelberg, interessiert. Ich wußte gar nicht, daß Schliemann
 ein so vielseitiger Mann war. Seine enormen Sprachkenntnisse haben einen großen Ein-
 druck auf mich gemacht . . . Durch das Heft erfuhr ich auch, daß Prof. Dr. Hartert
 verstorben ist. Ich habe ihn in dankbarer Erinnerung. Wie gütig war er immer, als ich
 nach der Operation noch viel Schmerzen hatte. — Dr. Bernhard Trittelvitz: Gerade
 heute (10. 10. 62) vor 70 Jahren habe ich mein Elternhaus verlassen und bin in Putbus
 eingezogen. — K. A. P.: Vor allem habe ich mich über die klare Würdigung Schliemanns
 durch Prof. Hampe in H. 35 gefreut. Neu war mir, daß der bekannte Professor Kraepelin
 in Neustrelitz das Carolinum besucht hat. Interessant ist der Hinweis, daß in Schillers
 Gedicht „Das Mädchen aus der Fremde“ mit dem Tal Neustrelitz gemeint ist . . .
 U. a. habe ich gern gelesen den Pirschgang auf Schmetterlinge von Urbahn. — Gustav
 Mendelsohn (Argentinien): Zur Jahreswende übersende ich alle guten Wünsche
 für das „Carolinum“. Sie sollen die Freude geistiger Verbundenheit aus den glücklichen
 Jugendjahren ausdrücken. — E. F.: Im Grunde unseres Wesens bleiben wir Kinder und
 bedürfen bis ins hohe Alter gelegentlich des elterlichen Zuspruchs. — Ehrenfried
 Bahcke: Richard Wossidlo hedd in sine Räd an sinen 80. Geburtsdag seggt: „De
 iersten soebentig Johr in'n Minschenläben sünd de Bengelsjohren — denn is man noch
 'n Kiek in de Welt. Oewer denn kamen de Äselsjohren, so seggt uns' Volk; dat sünd
 de Johren von soebentig bet achtzig. Und de Johren na achtzig goor, de doegen nich
 mihr. Dat sünd de Apenjohren, dor möt man sich händen, dat de Kinner nich ehren
 Spijök mit eenen driben.“ — H. Rössler (Canada): Die beiden sehr feinen Zeich-
 nungen von H. Blank in Heft 36 passen ausgezeichnet in den Aufsatz hinein, da ich ja
 das Lob des zu Unrecht verachteten Ziercker Endes sang. — Ragnar Hedström



Marburg 1962 — im Schloßberg-Café

(Schweden): Ich denke oft an meine Lehrer, an unsere schöne Schule und an die Schulkameraden. Aber zum Schreiben bleibt wenig Zeit übrig infolge der enormen Bautätigkeit hier. (R. H. ist Dipl.-Ing. und Architekt.) — Dr. Gerhard Schönbeck: Meine Arbeit wird unter dem Titel „Der locus amoenus von Homer bis Horaz“ erscheinen. — Rudolf Meyer: Sie werden kaum ermessen können, was die Hefte für uns alte Caroliner bedeuten. Es ist immer ein Festtag, wenn das „Carolinum“ eintrifft. — Willi Cordua: Mein 70. Geburtstag war ein festlich glücklicher Tag, Wenn einem aus den Herzen der alten und jungen Freunde ein kleiner Funken der höheren Liebe entgegenstrahlt, wenn man sie empfinden und weitergeben darf, ist das ein Geschenk, das bleibenden Wert hat . . . Mir sind die Artikel von Hermann Brunswig in ihrer persönlichen Haltung stets ein starkes Erlebnis. Aber auch die plattdeutsche Art von Ehrenfried Bahlcke ist wertvoll. Er hat manchen Schüler und manchen Lehrer wieder auferstehen lassen mit einem Humor, der weit über der Wirklichkeit des Alltags steht. Ich habe diese Erinnerungen wieder einmal gelesen und stets lächeln und manchmal hell auflachen müssen. Christian Morgenstern sagt: „Lachen und Lächeln sind Tor und Pforte, durch die viel Gutes in den Menschen hineinhuschen kann.“ Dieses Lachen und Lächeln huscht auch in der Festrede von Karl Klöhn — wie er sich in richtige Erinnerung bringt — auf dem 1. Marburger Treffen durch die Herzen seiner alten Schüler, wenn er zitiert: „Euch macht Ihrs leicht, uns macht Ihrs schwer, tut Ihrs uns Armen doch zuviel Ehr . . .“ Mit Interesse habe ich noch einmal Grieses Artikel über Liskow gelesen. Daß L. Wahrheiten gesagt hat, bezeugt doch wohl, daß man heute wieder mit Ehrfurcht von ihm sprechen kann. — Otto Adolf Wustrow: Der im Mai verstorbene Frauenarzt Dr. med. Adolf Buttermann war mir nicht nur ein Mitschüler, sondern auch seit Jahren ein lieber Freund, mit dem mich manche Erinnerung an unsere Heimatstadt Neustrelitz und insbesondere an das alte liebe Carolinum verband. — Carl Risch: Das „Carolinum“

enthält immer wieder einen Zaubertrank, der stets aufs Neue erfrischt. Eine Dosis Schliemann fehlt nie. Ein Zusatz Brunswig scheint unentbehrlich. Mich fesseln die Beiträge aus Übersee am stärksten. Regt die philosophische Sprache der Aufsätze aus Argentinien zum Nachdenken an, bewegen sich die kanadischen Beiträge auf dem Gebiete der Kunst. Unmittelbar zu Herzen gehen die Briefe aus Südafrika, sie berühren das rein Menschliche. So ungleich die Form, das Außen ist, immer glüht das gleiche Feuer der Liebe, der Sehnsucht nach der nie vergessenen Jugend. Sie ist das Ewige. — E. B.: ... Ich sehe Sie an Ihrer Arbeit am „Carolinum“, dieser ungewöhnlichen Bestätigung einer geistigen Freundschaft, die nun schon Generationen umfaßt.

Zu unseren Texten und Bildern

Der Verfasser des Aufsatzes „Eine Reise zu Inka-Ruinen in Peru“ (Heft 36) Dr. Jürgen Haffer wurde 1933 in Berlin geboren und besuchte dort und im Nordseebad St. Peter das Gymnasium. Nach dem Studium der Geologie und Mineralogie in Göttingen und Freiburg promovierte er summa cum laude zum Doktor rer. nat. in Göttingen im Jahre 1957. Anschließend war er bis 1961 mit geologischen Geländearbeiten im tropischen Tiefland von Columbien beschäftigt und unternahm 1960 eine Reise in die südlich anschließenden Andenländer Peru und Bolivien. Nachdem er zwei Jahre im deutschen Staatsdienst tätig war, ist er in diesen Tagen wieder nach Bogotá übersiedelt. — Jürgen Haffer ist der Sohn von Dr. Oskar Haffer, auf dessen grundlegenden Beitrag „Vererbung, Umwelt, Atomenergie“ im Heft 27 des „Carolinum“ S. 49 noch einmal verwiesen sei. Wir zitieren daraus den folgenden Satz: „Die erbliche Mitgift ist es, die bestimmt, was einer werden kann, die Umwelt (das Milieu) bestimmt, was einer innerhalb dieses erblich festgelegten Rahmens tatsächlich wird.“ Dies etwa ist das Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung.“ — Lisa Haenisch geb. Rieck, ist die Tochter unseres alten Professors Geheimrat Dr. Rieck. Wir sind überzeugt, daß ihr Aufsatz mit Interesse gelesen wird, und hoffen, daß sie Nachfolgerinnen findet. — In Heft 36 haben wir drei Dichterinnen von hohem Rang im Bild gebracht. Wir denken, daß diese insbesondere die Frauen und Töchter unseres Kreises angesprochen haben. — Prof. Dr. Friedrich Scheven ist Theologe und war längere Zeit Dozent an einer Pädagogischen Hochschule Mecklenburgs. Jetzt lebt er in Gruiten im Rheinland. Die Bilder von Pestalozzi und v. Türk hat Prof. Scheven in Zürich erkundet und für das „Carolinum“ das Recht der Wiedergabe erhalten. Eine Reproduktion ist nicht gestattet. Die zum gleichen Aufsatz gehörenden Bilder des Seminars (Neues Schloß) in Mirow und des Mirower Sees am Abend verdanken wir der Güte von Margarethe Wolter geb. Wendlandt. Das Original des Seminars ist eine kolorierte Handzeichnung, wahrscheinlich von dem verstorbenen Konservator Konrad Hustaedt, der ein großer Liebhaber des schönen und stillen Mirow war. Die beiden Bilder geben uns einen Einblick in die ruhige und verträumte Welt, in der die künftigen Lehrer von Mecklenburg-Strelitz heranwuchsen. — Das Foto der Neubrandenburger Gymnasiasten stiftete Dr. Ernst Marung, Lübeck. — Die zu den Rezensionen der Bücher „Die Römer am Rhein“ und „Colonia Agrippinensis“ von Dr. Peter La Baume gehörenden Bilder verdanken wir der Güte des Wilhelm Stolfuss-Verlages, Bonn und des Greven-Verlages, Köln. — Über die einzelnen Bildwerke brauchen wir nicht zu sprechen; nur auf den Isisaltar sei noch einmal besonders hingewiesen. Wer von uns ahnte wohl, daß in der Mitte des 4. Jahrhunderts die ägyptische Göttin Isis — uns allen aus der unsterblichen Mozart-Oper „Die Zauberflöte“ bekannt — noch in Köln verehrt wurde! — Die Kopie der Thomas-Mann-Handschrift schenkte uns Dr. med. Friedrich Rosenthal, Kalifornien. — Prof. Dr. Hans-Joachim Gernentz, ein Sohn unseres langjährigen Mitarbeiters Dr. Wilhelm Gernentz, ist Germanist an unserer mecklenburgischen Universität Rostock. Wir glauben daher, ein besonderes Interesse für die Wiedergabe des Interviews voraussetzen zu können. — Der Rezensent des Werkes von Dr. Paul Steinmann — „Bauer und Ritter in Mecklenburg“ — Franz Engel, selbst ein Mecklenburger, ist Staatsarchivdirektor in Bückeburg. — Das Werk „Der Landkreis Göttingen in seiner geschichtlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung“ von Museums-

direktor Dr. Otto Fahlbusch wird durch den uns schon bekannten Günther P. Ohlhof besprochen. Die vorzüglichen Bilder aus diesem Buche verdanken wir Dr. Otto Fahlbusch selbst. — Von unserem Walter Gottmann bringen wir im nächsten Heft einen Aufsatz aus seinem Nachlaß. Sein Grab in Neustrelitz hat jetzt einen Gedenkstein erhalten mit dem für ihn als Künstler wie als Naturfreund und Naturforscher so charakteristischen Wort: *Deus in minimis maximus*, das er selbst über seine Arbeit „Eine Pflanze offenbart ihr Lebensgesetz“ setzte (vgl. „Carolinum“ Nr. 34, S. 43 ff., 1961).

Mitteilungen des Vorstandes

Der Beitrag für 1963 ist fällig.

Jahresbeitrag für Carolinum 12 DM, für den Ring der Freunde 8 DM. Einzelheft 5 DM. Eine Zahlkarte liegt bei.

Postscheckkonto: Walter Blank, Kiel 1

Hamburg 21 80 06 für Altschülerschaft Carolinum

Wir bitten wiederum dringend, alle Briefköpfe mit voller Adresse zu versehen, da die Couverts vernichtet werden müssen!

★

Alle Rechte vorbehalten

Es kommt immer wieder vor, daß sich unsere Autoren über ihre eigenen Rechte und über die Rechte und Pflichten des „Carolinum“ nicht im klaren sind. Wir geben daher einige Hinweise.

In jedem Heft steht auf der zweiten Seite links oben: *Alle Rechte vorbehalten*. Das bedeutet, daß niemand das Recht hat, ohne volle Nennung der Quelle aus unseren Heften etwas zu zitieren. Der Vorbehalt der Rechte besagt auch, daß ein Artikel, ein Gedicht oder auch ein Bild nur mit Einwilligung der Schriftleitung des Carolinum wiedergegeben werden darf.

Wer ein Manuskript anbietet, bietet damit zugleich seine literarischen Urheberrechte daran. Mit der Annahme des Manuskripts durch die Schriftleitung gehen diese Urheberrechte auf das Carolinum über. Der Verfasser darf seinen Artikel nicht mehr noch anderweitig veröffentlichen. Dies gilt selbst dann, wenn der Verfasser einen anderen Titel wählt und sein Manuskript abändert, also kürzt oder erweitert.

Auch das „Carolinum“ darf Aufsätze oder Abschnitte aus einem Buch oder einer Zeitschrift nur mit Einwilligung des Inhabers der Urheberrechte übernehmen und ist nicht berechtigt, etwas aus einer anderen Quelle, die noch unter Urheberschutz steht, ohne Angabe dieser Quelle zu veröffentlichen. Unsere Leser finden daher selbst bei kleinen Ausschnitten oder Zitaten diese Angabe.

★

Der Vorstand hat beschlossen, für das Jahr 1963 trotz erneuter Steigerung der Preise (Druck, Papier, Porto usw.) von einer Erhöhung des Beitrages abzusehen. Das jetzt erschienene Sonderheft kann allerdings nicht aus den vorhandenen Mitteln finanziert werden. Wir bitten daher, dem Beitrag eine Mindestspende von 3 DM hinzuzufügen.

★

Drei ehemalige Lyzeistinnen, die alle drei über ein eigenes Einkommen verfügen, haben sich bei unserem Schatzmeister mit der Begründung abgemeldet, sie wollten den Beitrag einsparen und das „Carolinum“ bei Verwandten oder Freunden mitlesen. Wir bedauern diesen Schritt, der ja ein Ausscheiden aus der Carolinerschaft und der Gemeinschaft der Schulfreunde bedeutet, sehr. Nach diesem Vorfall haben wir das Empfinden, daß sich manche Caroliner noch nicht dessen bewußt sind, daß wir nicht etwa eine Lesergemeinschaft, sondern eine Lebensgemeinschaft sind. — Einige sprechen auch von „Abonnement“, das es bei uns nicht gibt. Man kann der Carolinerschaft als Caroliner oder Freund des Carolinum angehören: dann erhält man unsere Zeitschrift, das „Carolinum“, Blätter für Kultur und Heimat kostenlos, oder man kann ihr nicht angehören.

Heitmann

Buhrow

Verschiedenes

Die Universitätsbibliothek Greifswald hat dem Archiv des „Carolinum“ im Austausch die aus drei Bänden bestehende Festschrift zur 500-Jahrfeier der Universität Greifswald übersandt. — Die Singakademie Neustrelitz gab am 3. Advent 1962 im großen Saal des Borwinheimes ein weihnachtliches Konzert mit Unterstützung durch Herbert Seifert (Violine), Rudi Mührbeck (Violine), Karl-Heinz Schult (Cello). Die Leitung hatte KMD Hans Borlisch. — Am 8. Februar 1963 trafen sich trotz Schnee, Grippe und Kälte in Berlin im Schultheiss a. D. Gedächtniskirche 31 Caroliner. Zum 1. Male erschien auch der praktische Arzt Dr. med. Willi Günther (Abitur 1924), bisher Nürnberg, jetzt Berlin, der noch nie von einem Zusammenschluß der Caroliner gehört hatte (!). Zum Leidwesen der Caroliner in Berlin ist Dr. Ing. Friedrich Tiedt, bisher Zehlendorf, nach Kamen/Westf. verzogen. — Zu unserem Erstaunen haben wir erfahren, daß seit zehn Jahren die Mecklenburg-Strelitzer Landsleute in Bremen sich zu einer geselligen Vereinigung zusammengeschlossen haben. Der Begründer ist Walter Hofschildt, der am 16. Dezember 1952 mit den Herren Behm, Stech, Gehring, Recke, Drodten und Lämmchen einen Zusammenschluß herbeiführte. Zum 10jährigen Bestehen hat der Neubrandenburger Martin Breest ein sehr nettes kleines Heft herausgegeben, in dem er einen Rückblick auf die vergangenen Jahre gibt, dem er einige plattdeutsche Erzählungen und zuletzt lustige mecklenburgische Anekdoten folgen läßt. Das Heft, das auf der vorderen Umschlagseite die Stadtkirche in Neustrelitz und St. Marien in Neubrandenburg zu beiden Seiten des Rolands von Bremen zeigt, bringt auf der letzten Seite eine meckl. Landschaft mit einer kleinen Hymne an die Heimat von Martin Breest.

Vor 50 Jahren

Anfang September 1912 wurde von den oberen Klassen des Gymnasiums in Neubrandenburg Schillers Wallensteins Lager unter der Spielleitung von Studienrat Fritz Gahn im Konzerthaus (Reinmann) aufgeführt. Es war wohl die einzige Theateraufführung des Gymnasiums vor dem 1. Weltkrieg.

Unvergessen: Hermann Scherner (damals unser ältester Unterprimaner — 23 Jahre alt!!!) als Kapuziner, Max Seer als Gustel aus Blasewitz und Wilhelm Heuschert als Marketenderin.



Neubrandenburger Gymnasiasten im Motorboot auf der Fahrt von Stubbenkammer nach Saßnitz. 14. 6. 1912

NEUE ANSCHRIFTEN 1

Caroliner

- A c k e r m a n n , Kurt, Maurermeister, Berlin-Charlottenburg 1,
Lohmeyerstraße 12, Telefon 34 67 38
B e c k e , Elsa, 874 Brendlorenzen bei Bad Neustadt/Saale
F i s c h e r , Klaus-Dietrich, Hamburg 22, Mundsberger Damm 33a
G e n s c h , Werner, 666 Zweibrücken, Fahrenberg 10a
G e n t z , Wilhelm, Berlin-Schöneberg, Nymphenburger Straße 10, Telefon 71 37 90
H a r t m a n n , Hans H., München 27, Trogerstraße 48
S t e i n m a n n , Paul, Staatsarchivrat a. D., Dr. phil., Essen-Holsterhausen 48
V a h r e n k a m p , Walter, Melle, Rabingenstraße 11

Ring der Freunde

- B e n d u h n , Friedrich, Goslar-Jürgenohl, Bromerberger Straße 9
B ö n i n g , Anneliese, Wedel/Holstein, Schulauer Straße 67
B r i n k e r , Heinrich, Drogist, Stockelsdorf b. Lübeck, Ahrensböker Str. 4, Tel. 4 29 81
H a l l , Karl-Alfred, Professor Dr. jur., Marburg/Lahn, Wilhelmstraße 42
K n a c k e , Jürgen, Gerichtsreferendar, Hamburg 26, Curtiusweg 14 bei Siemens
L ü t h , Rudolf, Oberstudiendirektor, Bad Nenndorf, Gerhart-Hauptmann-Straße 10
M ä h n c k e , Ernst, Hamburg-Harksheide, Stormarnstraße 5-11
N e u m a n n , Ilse geb. Dörwald, 328 Bad Pyrmont, Gohrstraße 2, Gartenseite
W a r b e n d e , Paul, 2210 Itzehoe, Alte Landstraße 72
W e n d t , Elisabeth, Berlin-Wilmersdorf 31, Bundesplatz 14

Anschriften-Änderungen

- B e n z i n , Hans, Hamburg-Rahlstedt, Am Sooren 55
v. B e r n s t o r f f , Arthur Graf, Hamburg-Sülldorf, Hirtentäschelweg 3
B l ü h d o r n , Renate geb. Hustaedt, Verden/Aller,
Bürgermeister-Urban-Straße 17, Telefon 34 45
B r a u e r , Reinher, Dip.-Ing., 285 Bremerhaver 3, Großer Blink
D i n s e , Adele geb. Sternhagen, Hamburg 26, Ritterstraße 131 b
d e F a n c s a l y , Christa geb. Wesemann, 1044, Clifton Rd. N. E. Atlanta 7, Ga, USA
G e r l a c h , Achim, Baurat, Groß-Denkte üb. Wolfenbüttel, Leipziger Straße 2
H a g e m a n n , Fritz, Dr. phil., Erlangen, Erwin-Rommel-Platz 4
H i t t e n k o f e r , Hans, Dipl.-Ing., Jokkmokk, Schweden
H o l t z , Friedrich-Wilhelm, 23 Altenholz (Post Kiel-Holtenau) Stift, Elbinger Weg 100
H o n i g , Willy, Rentner, Düsseldorf 1, Erkratherstraße 87
H u s t a e d t , Wolfgang, Forstmeister a. D., 7575 Ebersteinburg über Baden-Baden,
Lange Straße 60
K o h n , Marie-Gisela geb. v. Arenstorff, Celle, Brunkhorststraße 14
K r i e t s c h , Albert, Freiburg/Br., Fehrenbachallee 27
K r o g , Fritz, Oberschulrat, Dr., Wiesbaden, Danneckerstraße 10, Telefon 4 62 76
N i c o l a i - W e c h t e r n , Ursula geb. Rohrbeck, 2161 Baljerdorf über Stade
P a n t e l , Hans-Henning, Dr. phil., Lübeck, Hohenstaufenstraße 9
P l e n d l , Hans, Professor Dr., Karlsruhe, Weberstraße 5, Kernforschungszentrum
P r ü t z , Karl-Heinz, Dr. med. vet., 2851 Geestenseth, Landkreis Wesermünde, Tel. 304
R a s s o w , Otto, Revierförster, 233 Altenhof bei Eckernförde
S a u t e r , Walter, Oberstudiendirektor, Lüneburg, Schillerstraße 37
S c h ö n b e c k , Gerhard, Dr. phil., Heidelberg-Pfaffengrund, Laubenweg 11
S c h u l z e , Brigitte geb. Joch, Hamburg-Langenhorn 1, Kielstück 24
F r i e d r i c h s , Hans, Dr., Hösel b. Düsseldorf, Eickelscheidt 18, Ruf Ratingen 6 12 80
G ö b e l , Ilse geb. Hagemann, Bad Kissingen, Bibrastraße 7

Greiser, Erika geb. Becker, 75 Karlsruhe, Körnerstraße 9 I
 Gieseler, Karlheinz, Journalist, Frankfurt/Main-Oberrad, Goldbergweg 4
 Hacker, Hans, Zolloberinspektor, Kiel, Graf-Spee-Straße 59
 Hartwig, Rolf, Frankfurt/Main, Klettenbergstraße 28
 Hordorff, Arthur, Oberstudienrat a. D., Dr. phil., 44 Münster/Westf.,
 Martin-Luther-Haus, von Esmarch-Straße 35
 Joannides, Hannelore geb. Lehmann, Pont Vian, Rue 446 de la Normandie H 114,
 Montreal, Kanada
 Kamberg, H. W., 532 Bad Godesberg, Gotenstraße 135
 Krause, Hugo, Journalist, Hamburg-Osdorf, Ressenkamp 2, Hochhaus VI (Post Lurup)
 Krieger, Waltraud geb. Schröder, 4711 Herbern, Prozessionsweg 6
 Lucht, Enni, Schwester, Bielefeld, Hägerweg 4 V
 Ludwig, Michael, 24 Lübeck, Steinrader Weg 26
 Müller-Praefcke, Fritz, Dr. rer. pol., 4049 Münchrath, Post Kapellen (Erft.),
 Am Reiherbusch
 Müller-Praefcke, Hans, Vikar, 6728 Germersheim/Rhein, Königsplatz



Der Musikzirkel am Carolinum 1907

*stehend: Busch, W. Westpahl, E. Krüger, Woisin, Schmidt, H. Westphal
 sitzend: ?, Becker, Buhrow, Curt Geissler*

Müller-Praefcke, Herbert, Oberstudiendirektor, Dr. phil.,
674 Landau/Pfalz, Xylanderstraße 4
Ott, Gerhard, 53 Lengsdorf über Bonn, Im Feldpütz 16
Prillwitz, Wilhelm, Rektor, 2418 Ratzeburg, Markt 2
Schröder, Roderich, Dipl.-Ing., Regierungsbaumeister a. D.,
Hannover, Oeltzenstraße 11, Telefon 2 84 29
Tiedt, Friedrich, Dr. Ing., 4618 Kamen, Westf., Ostkamp 20
Stiefel, Annemarie, 7761 Iznang ü. Radolfzell, Haus 50

NEUE ANSCHRIFTEN 2

Caroliner

v. Behr, Elisabeth, Berlin-Charlottenburg, Bismarckstr. 79 b. Dr. Wischer, Tel. 32 79 39
Biermann, Hellmuth, Wiesbaden-Schierstein, Schönaustraße 126 I, Abiturient 1916
Dittrich, Elfriede, geb. Dorendorf, Berlin-Frohnau, Minheimer Str. 12, Tel. 40 68 47
Fischer, Klaus-Dietrich, 2 Hamburg 22, Mundsburger Damm 33a I
Grapengiesser, Gisela geb. Jung, Berlin 21, Flensburger Straße 22
Günther, Willi, Dr. med., Berlin-Friedenau, Hähnelstraße 19
Hammer, Rosemarie geb. Kippenberg, Berlin-Tempelhof, Schulenburgring 127
Rieck, Adelheid, Kassel, Kölnische Straße 66, Kath. Damenstift
Rosenhainer, Ernst, Studienrat i. R., 7251 Perouse, Württemberg,
Kreis Leonberg, Rosenstraße
Schaacht, Christel, P. O. Box 28 Monrovia/Liberia, West-Afrika
Schwabe, Carl Heinz, Pinewood Trail 79, Post-Credit/Ont., Kanada

Ring der Freunde

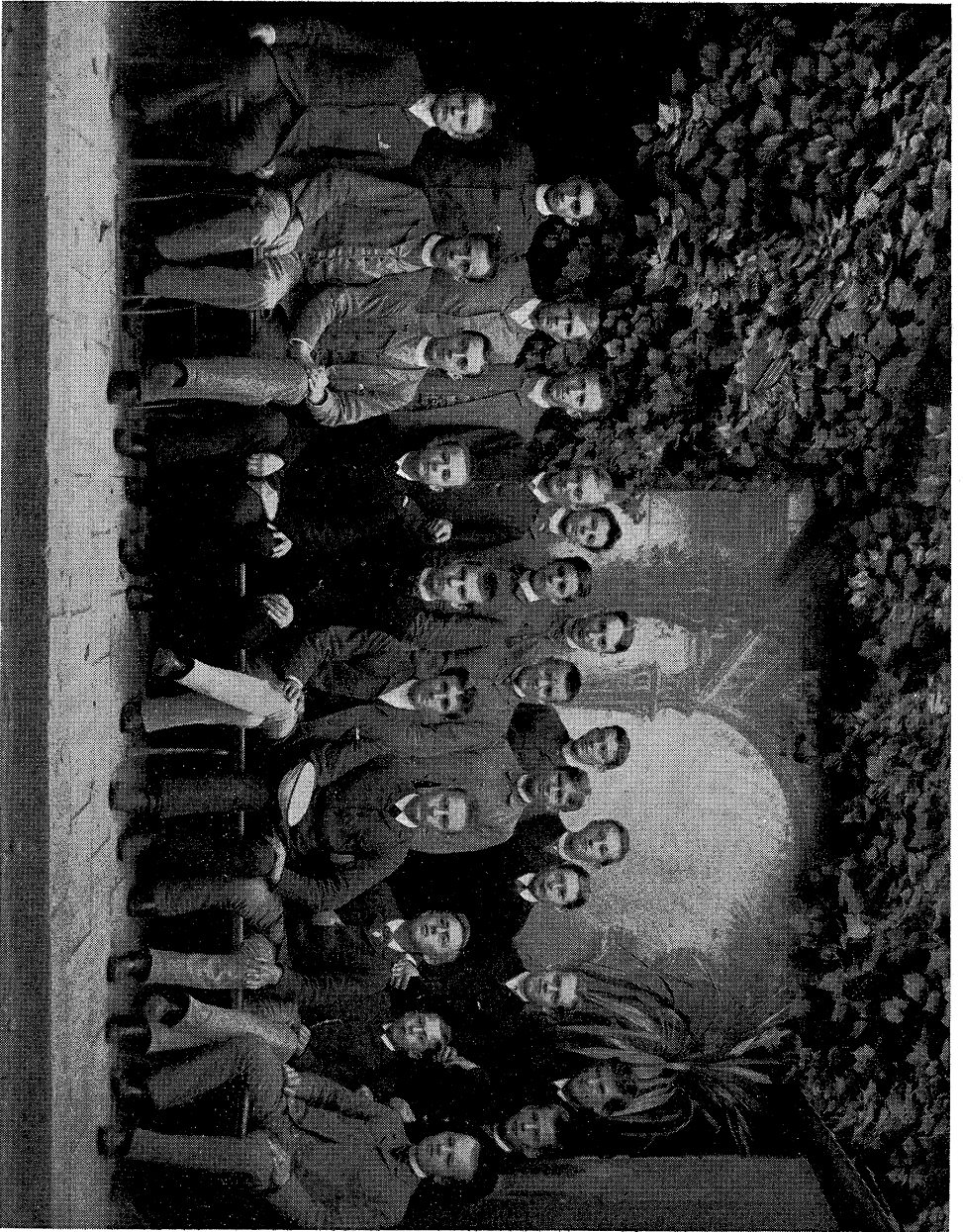
Becker, Erich, Bundesgeschäftsführer der Landsmannschaft Mecklenburg,
Hamburg 36, Vor dem Holstentor 2
Dankert, H. E., Oberstudiendirektor, Worms, Alzeyerstraße 112
Floto, Fritz, 3419 Asche über Uslar, Evangel. Jugendheim
Gerts, P., Lübeck, Klaus-Groth-Straße 9
Piep, Heinrich, Dipl.-Kaufmann, Göttingen, Breslauer Straße 23
Schreiber, Hans-Henning, Landessuperintend., Dompropst, Ratzeburg, Domhof 12
Tedorff, Hans, Quechuquina, San Martin de los Andes,
Provincia Neuquen - Rep. Argentina
Watanabe, Kakuji, Prof. Dr., Osaka-Abeno, Aioi-Str. 3-7, Japan

(Die Listen werden in Heft 38 fortgesetzt)

Prof. Dr. Wendt, Karlsruhe, hat einen Beitrag übersandt, aber keine weitere Adresse angegeben.

Unbekannt verzogen

Karl Dieckmann, W. D. Ehrentreich, F. W. Hülsmann, Marie Luise Piotrowski, Ella Nehls, Susanne Timme, Hildegard Becker, Eva Grohmann, Vera Köster, Dr. med. Fritz Riebel, Erna Schmidt, Fritz Kraemer, Gerhard Rachow, Herbert Wagner, Erika Dörband, Dr. ing. Hans Mütter, Maria-Luise Harbordt, Anneliese Maaß, Landrat a. D. D. Ziehmer, Gisela Thiel, Bernhard Stumm, Ernst August Schulz, Frau Dittrich, Ingwersen, Harald Michaelis, Pastor Buchien, W. Krüger, Berlin-Lankwitz; Andreas Peters, Christa v. Dittfurth, Hans-Christoph Frhr. v. Schleinitz, Hans Christian Mechsner, Joh.-Georg Hardt, Klaus Mahnke, Durisburg; Gertrud v. Preetzmann, Eva Michaelis, Ella Blank geb. Cordua (Ausland).



Sekunda des Gymnasium Carolinum 1890/91

Ein Brief von jenseits des Polarkreises

Hans Hittenkofer (Schweden)

Ihre Karte vom 29. Dezember — par avion — mit dem Gänselieselbrunnen und St. Jacobi m'avait fait beaucoup de plaisir et je vous en remercie infiniment. It had been for me and my sister a real pleasure to meet you after all these years, about 35, I suppose, this was the high-light of my little trip to Germany. En effet je voudrais bien vous revoir un jour et soyez persuadé que le jour je passerai par Göttingen, je viendrai vous dire bonjour en passant.

Sie haben mit Recht an uns gedacht, kurz vor Weihnachten. Es war die kälteste Weihnacht seit 40 Jahren mit Temperaturen zwischen — 35 und 42°, vermischt mit gefrorenem Wind aus Nord. Aber nichts vergißt man schneller als dies. Seit fast einer Woche taucht die Sonne wieder vorsichtig über den Horizont, wobei sie Farbvariationen aufkommen läßt, wie man sie nur in diesen Breitengraden zu genießen das Vergnügen hat.

Nun haben ja auch Sie einen Vorgeschmack des Winters bekommen. Wir konnten im TV täglich die Kurven auf dem Kontinent ablesen und daraus schließen, daß wir zur Zeit relativ besser daran sind.

Die Bauarbeiten gingen natürlich nicht auf vollen Touren, und wir mußten uns unter anderem mit Erfrierungen ersten Grades bekannt machen, die sehr plötzlich auftreten und keine merkbaren Spuren hinterlassen. Auch die großen Bagger mußten Kälterisse hinnehmen. Am besten gingen die Arbeiten „inomhus“, auf deutsch innerhalb der Häuser, für Rohrleger, Tischler und Maler. Bald wird die kleine Wohnstadt klar sein, mit „Folkets Hus“, Selbstbedienungsladen, Post, Frisör, Polizei, Krankenstube, Kino, TV, Eishockeybahn und der gleichbleibend guten Aussicht auf das Sarek-Massiv im Norden.

Wir gehen in einigen Wochen unter die Erde, d. h. in den Fels. Der Tunnel wird 6 km. Ich arbeite mit maximal 700 Mann Belegschaft und etwa 90 Baustellenangestellten. Mein Büro hat die schönste Aussicht aller schwedischen Baustellen.

Unsere Leute verdienen gut, zwischen 7 und 12 Kronen die Stunde (1 Krone = 0,80 DM) und arbeiten an 5 Wochentagen. Jeder hat seinen eigenen Wagen und Motorwärmer vor dem Fenster.

. . . Einige Kollegen sind eingetroffen zur obligatorischen abendlichen Schachpartie. Agrééz, l'assurance de mes sentiments les meilleurs

☞ Zu nebenstehendem Bild

Unter- und Obersekunda des Gymnasiums Carolinum 1890/91

Untere Reihe: Werner v. Seeler, Fritz Werner, Hermann Warncke, Heinrich Körner, Theodor Spalding, Fritz Gundlach, Hans Warncke (Grünow), Wilhelm Warncke (Ziercke), Willy Schulze, Otto Zastrow. — Zweite Reihe: Carl Anton Piper, Emil Gerstenberg, Heinz Werner, Paul Rehder (Lima), Karl Nahmmacher, Rudolf Oldörp, Max Rassow, Friedrich Wöhler, Ernst Janssen, Adolf Pilger. — Oberste Reihe: Hugo Grund, Bruno Selmer, Franz Rabe, Alexander Massmann, Reinhold Bardey.

Klassenleiter: Professor Dr. Michaelis; weiter tätig: Oberschulrat Dr. Schmidt, Prof. Ortmann, Prof. Hinrichs, Oberlehrer Bock, Gerhard Meyer.

Drei Schüler dieser Gruppe leben noch: Studienrat i. R. Karl Nahmmacher, Neustrelitz, Hermann Warncke, Neustrelitz, und Dr. med. Alexander Massmann, Krefeld. Die letzten beiden werden demnächst 90 Jahre. H. Warncke am 9. Juni 1963, A. Massmann am 19. Juli 1963. Sie haben sich beide als vierjährige Kinder kennengelernt und halten heute noch treue Freundschaft miteinander

UNESCO will helfen

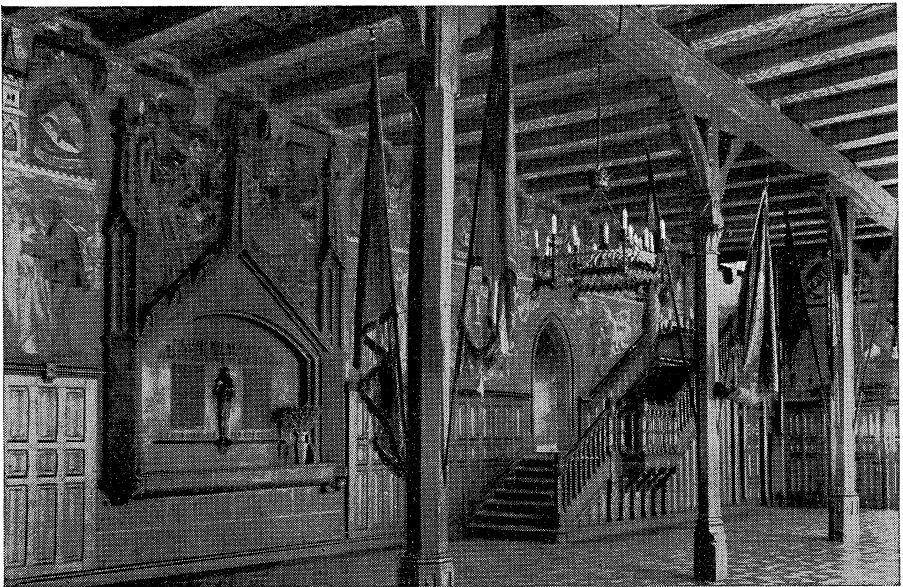
Zur Rettung der durch den Bau des Assuan-Staudamms bedrohten Abu-Simbel-Tempel in Nubien will die UNESCO ein Darlehen von 30,5 Millionen Dollar aufnehmen. Auf der Generalversammlung der UNESCO wurde am Mittwoch in Paris befürwortet, daß dieses Darlehen, für das die UNESCO die Garantie übernimmt und das sie aus ihrem Budget zurückzahlt, mit einer Zweidrittel-Mehrheit der UNESCO-Mitgliedstaaten gebilligt wird. Im allgemeinen ist nur die einfache Mehrheit der 113 Mitgliedstaaten bei einer Abstimmung erforderlich.

In der Versammlung wurde noch einmal darauf hingewiesen, daß die Zeit zur Rettung der Tempel dränge. Spätestens am 1. Januar 1963 müsse man mit der Arbeit beginnen, wenn die Tempel noch vor der Überflutung geschützt werden sollten.

(Die Welt, 7. 12. 1962)

Erna Blaas, Salzburg, deren Gedicht „So sprechen die Götter von Assuan“ wir in Heft 36, S. 65 wiedergaben, hat mit Seheraugen gewarnt und ihr Ruf ist nicht verhallt!

Die Schriftleitung



*225 Jahre Georgia Augusta in Göttingen
Die historische Rathaushalle*